Wiener Stadt-Bibliothek.
159653 Jb

Wiener Stadt-Bibliothek.
159653 Jb

1 b 159.653

1 b 159. 653

K A R L K R A U S

D I E F A C K E L

Nr. 391/392

21. Januar 1914

II

K O R R E K T U R F A H N E N

M. I. N. 176.092
1-105

INHALTSVERZEICHNIS

I. Korrekturfahnen vor dem Umbruch

1. Das Leben nach dem Leitartikel, 1. Fassung ..... Bl. 1 - 2
   2. " ..... 3 - 4
2. Strindberg und Wien, 2 Fassungen ..... 5 - 6
3. Ein Bild des Grauens, 2 Fassungen 7
4. Der Bittner und die Bande, 1. Fassung ..... 8 - 9
   2. " ..... 10 - 11
5. Garantiert echt; Der Sieg des Walzers über den Tango, 2 Fassungen ..... 12 - 13
6. Aus dem dunkelsten Österreich, 2 Fassungen ..... 14 - 15
7. Das hätte ich nicht erfinden können, 2 Fassungen ..... 16 - 17
8. Ein Jungbrunnen, 2 Fassungen ..... 18 - 19
9. Hof- und Personalnachrichten; Ein reiner Künstler, 2 Fass. 20
10. Die Rauchplage; Das wollen wir uns anschauen, ob ich nicht die Mauer anschauen darf 21
11. Kusch!; Die Phrase hat recht; Karpath, 2 Fassungen ..... 22 - 23
12. Unbegreiflich 24
13. Ein Verlorener, 2 Fassungen 25
14. Aus dem Musterkoffer meiner Visionen; Das Problem, 2 Fassungen ..... 26 - 27
15. Ich habe ihn gefunden; Kulturplauderei, 2 Fassungen .... 28 - 29
16. Notizen
    1. /Urteile über Ettlinger/ , 3 Fassungen ..... 30 - 32
    2. /Paris v. Gütersloh/, 2 Fassungen 33
    3. /Heine-Denkmal/, 2 Fassungen 34
    4. /Rundfrage des Brenners/, 1. Fassung ..... 35 - 37
       2. Fassung (auf dem 1. Blatt Handschr. Spiegel der Notizen) ..... 38 - 40
    5. Vorlesung in Budapest, 1. Fassung 41
       2. " ..... 42 - 44
       3. " ..... 45 - 47
17. Das Denkmal eines Schauspielers, 1. Fassung ..... 48 - 56
    2. " 57 - 65

II. Korrekturen nach dem Umbruch .....66 - 105

INHALTSVERZEICHNIS

I. Korrekturfahnen vor dem Umbruch

1. Das Leben nach dem Leitartikel, 1. Fassung ..... Bl. 1 - 2
2. " ..... 3 - 4

2. Strindberg und Wien, 2 Fassungen ..... 5 - 6

3. Ein Bild des Grauens, 2 Fassungen 7

4. Der Rittner und die Bande, 1. Fassung ..... 9 - 9
2. " ..... 10 - 11

5. Garantiert echt, Der Sieg des Walzers über den Tango, 2 Fassungen ..... 12 - 13

6. Aus dem dunkelsten Österreich, 2 Fassungen ..... 14 - 15

7. Das hätte ich nicht erfinden können, 2 Fassungen ..... 16 - 17

8. Ein Jungbrunnen, 2 Fassungen ..... 18 - 19

9. Hof- und Personalnachrichten, Ein reiner Künstler, 2 Fass. 20

10. Die Rauchplage, Das wollen wir uns anschauen, ob ich nicht die Mauer anschauen darf 21

11. Kusch!, Die Thrace hat recht, Karpath, 2 Fassungen ..... 22 - 23

12. Unbegreiflich 24

13. Ein Verlorener, 2 Fassungen 25

14. Aus dem Musterkoffer meiner Visionen, Das Problem, 2 Fassungen ..... 26 - 27

15. Ich habe ihn gefunden, Kulturplauderei, 2 Fassungen .... 28 - 29

16. Notizen
1. /Urteile über Ettlinger/, 3 Fassungen ..... 30 - 32
2. /Paris v. Gütersloh/, 2 Fassungen 33
3. /Reine-Denkmal/, 2 Fassungen 34
4. /Rundfrage des Brenners/, 1. Fassung ..... 35 - 37
2. Fassung (auf dem 1. Blatt Handschr. Spiegel der Notizen) ..... 38 - 40
5. Vorlesung in Budapest, 1. Fassung 41
2. " ..... 42 - 44
3. " ..... 45 - 47

17. Das Denkmal eines Schauspielers, 1. Fassung ..... 48 - 56
2. " 57 - 65

II. Korrekturen nach dem Umbruch ..... 66 - 105

Das Leben nach dem Leitartikel

Ort der Handlung: ein Ort der Handlung. Personen: Vater und Sohn.

Sohn:

In unserer Zeit der sinkenden Schöpferkraft und der abnehmenden Fähigkeit, das Kunstwerk zur Angelegenheit der ganzen Menschheit zu gestalten, ist diese Wiedereroberung wie eine Erlösung nach jahrelanger Sehnsucht.

Vater:

Daß dieses Bild nicht mehr im Prunksaale des Louvre zu bewundern war, daß dieser Akkord in dem wunderbaren Zusammenklang von Schönheit fehlte, das schien trotz aller Wirklichkeit immer etwas Unglaubliches. Das war eine jener Tatsachen des Lebens, mit denen man sich nicht abzufinden vermag, denen immer der Schein der inneren Lüge anhaftet.

Sohn: Du sprichst die Wahrheit, aber von welchem Louvre sprichst Du?

Vater: Von welchem Louvre? Von dem Louvre, wo sie nicht achtgeben.

Die Mona Lisa gestohlen! Das war so, als würde man sagen, eine Farbe, ein Duft ist weggenommen aus der Gesamtheit alles Schönen. Ein geistiges Organ, in dem wir alle lebten, das auf alle rührst ahlend seine Herrlichkeit erstreckte, war brutal, mit einem Hieb von uns abgetrennt worden. Die Mona Lisa gestohlen —

Sohn: Auch ich muß zugeben, mich hat seit damals das ganze Leben nicht mehr gefreut.

Vater: Nicht mehr gefreut? Ein Tineff war es ohne der Mona Lisa!

Sohn: Auf die Art hätt' man die Venus von Milo auch stehlen können! Das hätt' noch gefehlt!

Vater: Von mir aus! Die soll ohnehin nicht mehr das sein, was sie einmal war. Ich schwärme nur für der Mona Lisa.

Sohn:

Der ganze Instanzenzug bis zum Staatssekretär der Schönen Künste, bis zum Polizeipräsidenten wurde abgewandelt mit der Frage, wo ist die Mona Lisa? Und niemand fand eine Antwort.

Vater: Schöne Künste das, ~~wenn~~ man nicht einmal weiß!

Sohn: Was sind das eigentlich schöne Künste?

Vater: Schöne Künste sind die, wo nicht verdient wird und wo keiner weiß, wenn gestohlen wird.

Und die Angst war lebendig, daß dieser seltsamste Edelstein in dem Diadem der Kunst verloren sei. Hat Pollak aus Gaya gezahlt?

Sohn:

Nun ist dieser Bann gebrochen.

Ob er gezahlt hat! Was war eigentlich an der Mona Lisa?

Vater: Das Lächeln.

Wie viel ist gesprochen und geschrieben worden über dieses Lächeln. Wie viel haben die Schwingungen dieses Mundes, die, man möchte sagen, geisterhaft weiche Rundung der Wange abgetastet und alle Rätsel des Lebens und der Liebe hineingelegt.

Sohn: Abgetastet? Ich hätt' sie auch abgetastet! War sie fesch?

STADTBIBLIOTHEK

Vater:

Man sah förmlich, wie die Brauen aus den Poren der Haut hervorkommen und sich wölben, so natürlich, als es nur zu denken ist, und die feinen Öffnungen der Nase seien rosig und zart, aufs treueste nachgebildet.

Sohn: ~~Aber das ist doch auch bei~~ Schattenstein?

Vater: Auch, aber nicht so.

Wer die Halsgrube aufmerksam betrachtete, der glaubte wahrhaftig, das Schlagen det Pulse selbst unter der seidenweichen Haut zu spüren.

Sohn: Mir scheint stark, sie war eine Maske, in welche Leonardo seine eigene Sehnsucht hineinlegte, sein eigenes inneres Heidentum, das sich gleichsam begütigend und ein klein wenig ironisch zu madonnenhafter Freundlichkeit abzuklären verstand?!

Vater: Auch möglich.

Wie immer diese ewige Frage entschieden werden mag, die vielleicht nur so reizend ist, weil sie niemals lösbar sein wird, wir werden es wiedersehen, dieses Lächeln. Wir können uns den Festtag in Paris vorstellen, wenn die Verlorene im Triumphe eingeholt —

Sohn: Sie war doch anständig?

Vater: Selbstredend, aber

wären wir noch in Leonardos Zeiten, eine Prozession würde gebildet werden —

Sohn: Schad.

Vater: Warum schad? Was bist Du auf einmal ~~so~~ traurig?

Sohn: Wenn wir noch in Leonardos Zeiten lebten, würden wir nicht dabei sein dürfen.

Vater:

Wir leben nicht mehr in der Epoche, wo die Phantastik in das tägliche Leben eindrang.

Sohn: Wieso? Wir haben doch den Leitartikel!

Das Leben nach dem Leitartikel

Ort der Handlung: ein Ort der Handlung. Personen: Vater und Sohn. Beide blicken verklärt.

Sohn:

In unserer Zeit der sinkenden Schöpferkraft und der abnehmenden Fähigkeit, das Kunstwerk zur Angelegenheit der ganzen Menschheit zu gestalten, ist diese Wiedereroberung wie eine Erlösung nach jahrelanger Sehnsucht.

Vater:

Daß dieses Bild nicht mehr im Prunksaale des Louvre zu bewundern war, daß dieser Akkord in dem wunderbaren Zusammenklang von Schönheit fehlte, das schien trotz aller Wirklichkeit immer etwas Unglaubliches. Das war eine jener Tatsachen des Lebens, mit denen man sich nicht abzufinden vermag, denen immer der Schein der inneren Lüge anhaftet.

Sohn: Du sprichst die Wahrheit, aber von welchem Louvre sprichst Du?

Vater: Von welchem Louvre? Was heißt von welchem Louvre? Von dem Louvre, wo sie nicht achtgeben!

Die Mona Lisa gestohlen! Das war so, als würde man sagen, eine Farbe, ein Duft ist weggenommen aus der Gesamtheit alles Schönen. Ein geistiges Organ, in dem wir alle lebten, das auf alle rührstrahlend seine Herrlichkeit erstreckte, war brutal, mit einem Hieb von uns abgetrennt worden. Die Mona Lisa gestohlen —

Sohn: Auch ich muß zugeben, mich hat seit damals das ganze Leben nicht mehr gefreut.

Vater: Nicht mehr gefreut? Ein Tineff war es ohne der Mona Lisa!

Sohn: Auf die Art hätt' man die Venus von Milo auch stehlen können! Das hätt' noch gefehlt!

Vater: Von mir aus! Die soll ohnehin nicht mehr das sein, was sie einmal war. Ich schwärm nur für der Mona Lisa.

Sohn:

Der ganze Instanzenzug bis zum Staatssekretär der Schönen Künste, bis zum Polizeipräsidenten wurde abgewandelt mit der Frage, wo ist die Mona Lisa? Und niemand fand eine Antwort.

Vater: Schöne Künste das, wo man nicht einmal weiß!

Sohn: Was sind das eigentlich schöne Künste?

Vater: Schöne Künste sind solche, wo nicht verdient wird und wo ~~keiner~~ niemand weiß, wenn gestohlen wird.

Und die Angst war lebendig, daß dieser seltsamste Edelstein in dem Diadem der Kunst verloren sei, verloren — Hat Pollak aus Gaya gezahlt?

Sohn:

Ob er gezahlt hat! Nun ist dieser Bann gebrochen. Was war eigentlich so besonderes an der Mona Lisa?

Vater: Das Lächeln!

Wie viel ist gesprochen und geschrieben worden über dieses Lächeln. Wie viel haben die Schwingungen dieses Mundes, die, man möchte sagen, geisterhaft weiche Rundung der Wange abgetastet und alle Rätsel des Lebens und der Liebe hineingelegt.

Sohn: Abgetastet haben sie sie? Ich hätt sie auch abgetastet! War sie fesch?

Vater:

Man sah förmlich, wie die Brauen aus den Poren der Haut hervorkommen und sich wölben, so natürlich, als es nur zu denken ist, und die feinen Öffnungen der Nase seien rosig und zart, aufs treueste nachgebildet.

Sohn: Schattenstein trefft das auch?

Vater: Auch, aber nicht so.

Wer die Halsgrube aufmerksam betrachtete, der glaubte wahrhaftig, das Schlagen der Pulse selbst unter der seidenweichen Haut zu spüren.

Sohn: Mir scheint stark, sie war eine Maske, in welche Leonardo seine eigene Sehnsucht hineinlegte, sein eigenes inneres Heidentum, das sich gleichsam begütigend und ein klein wenig ironisch zu madonnenhafter Freundlichkeit abzuklären verstand?!

Vater: Auch möglich.

Wie immer diese ewige Frage entschieden werden mag, die vielleicht nur so reizend ist, weil sie niemals lösbar sein wird, wir werden es wiedersehen, dieses Lächeln. Wir können uns den Festtag in Paris vorstellen, wenn die Verlorene im Triumphe eingeholt —

Sohn: Die Verlorene? Sie war doch anständig?

Vater: Selbstredend, aber

wären wir noch in Leonardos Zeiten, eine Prozession würde gebildet werden —

Sohn: Schad.

Vater: Warum schad? Was bist Du auf einmal so traurig?

Sohn: Wenn wir noch in Leonardos Zeiten lebten, würden wir nicht dabei sein dürfen.

Vater: Also ein Glück, daß wir nicht noch leben in Leonardos Zeiten! Ich wer' dir sagen,

wir leben nicht mehr in der Epoche, wo die Phantastik in das tägliche Leben eindrang.

Sohn: Wieso? Wir haben doch den Leitartikel.

* * *

Strindberg in Wien

also etwa: der Teufel und ein Apfelstrudel diesen Gegensatz sucht die Irene Triesch auszugleichen. Es ist ihr lebhaftestes Bestreben. Man soll sie nicht stören. Sie ist eine intelligente Schauspielerin und muß deshalb nebbich zur Feder greifen. Solcher Unfug wird jetzt immer selbstverständlicher werden, und man muß es ertragen, daß eine Dame, die mit Strindberg so wenig zu schaffen hat wie Wien, ihm um jeden Preis es hier gemütlich machen will. Aufgerechnet in Wien. Er sei mehr wie in ein »Asyl« geflohen, aber Strindberg schreibt: »die fremde Stadt wirkt wie ein Grab auf mich«. Strindberg hat für die Stadt kein Heim weil gehabt. Das ist der Fehler. Er schrieb's in der »Beichte eines Thoren«. Der Tor, er hat Wien, wie sagt man doch bei Trieschs, sich nicht zu schätzen gewußt. Was hätte er erst gegen die Gefälligkeit einer Feuilletonistin einzuwenden gehabt, welche sein Andenken in dieser Stadt seßhaft machen will, die froh ist, wenn sie unter allen Frauenkennern den Jeremias versteht? Die Triesch, die es gut meint, meint, Strindberg hätte »unter anderen Verhältnissen« Wien kennen lernen sollen, da hätte er gespitzt Er hätte bald, »um mich eines echt wienerischen Ausdruckes zu bedienen, das Gemüt entdeckt« — aha—, »das ihm ein tieferes Verhältnis zu Wien vermittelt und auf sein Schaffen von milderndem Einfluß hätte werden können.« Das wär' eine Hetz gewesen! Das hätt' kein Goethe g'schrieben — aber wie ehedem seine Seidl und Strindberg Mindestens hätte er die Sonntagsplauderei übernommen, die jetzt der Ludwig Hirschfeld hat. »Aber sein Sinn war enschlossen.« Darum mußte ihm Wien ganz fremd bleiben, »Nicht bloß seelisch, sondern auch künstlerisch.« Man müsse es zugeben, er sei »dem österreichischen Publikum im ganzen nicht vertraut«. (Hier kann sich die Red. nicht zurückhalten, die Anm. zu setzen: »Viele Essays des damals noch wenig bekannten Dichters sind im Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlicht worden.«) »Das wird anders werden,« ruft die Triesch. Eine für alles Schöne, Bedeutende und Große so empfängliche Stadt wie Wien muß einen Dichter aufnehmen, dem man nur mit offenem Herzen entgegenzukommen braucht, um ihn zu verstehen.« Die Triesch stellt sich das so vor: »Das liebende Mitleid und die mitleidige Liebe, die der Dichter zur Menschheit gehabt hat, und die ihm von der Menschheit wieder zukommen müssen, sie erst führen ihm an der Hand das Verständnis und mit ihm die Bedeutung entgegen, die der mächtigen Stirn des genialen Dichters den Kranz der Unsterblichkeit aufsetzt.« Aufgesetzt von einer Dame, natürlich von einer Wienerin und einer aus dem zweiten Bezirk. Ob der Mann nach drei Ehen mit diesem Ende einverstanden sein wird? »Daß Strindberg und Wien zusammenkommen, bedarf es vor allem des Herzens. Und wie könnte Wien versagen, wenn man an sein Herz appelliert?« Schon sieht man die Fürstin Metternich, eben fertig mit der Anregung zur Einführung eines Automaten zur Bestellung von Taxi-autos, einen Tangotee veranstalten und als Clou wird das bekannte Mitglied des Berliner Lessingtheaters, Frau Irene Triesch, bekanntlich eine gebürtige Wienerin, an der Seite des Herrn Treumann Würstel austeilen und in passender Form an das goldene Wiener Herz appellieren, mit der Bitte, Strindberg gern zu haben.

• • •

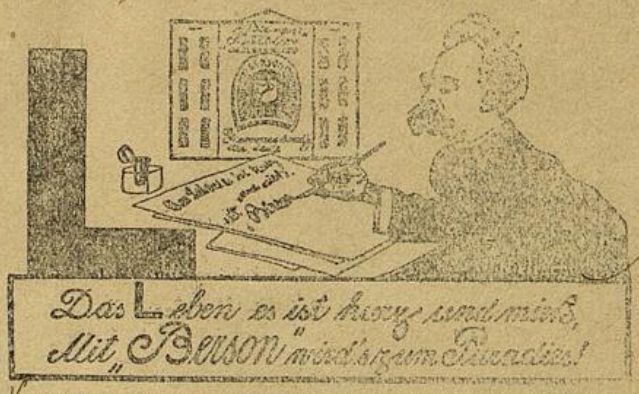
Strindberg und Wien

also etwa: der Teufel und der Apfelstrudel — diesen Gegensatz sucht die Irene Triesch auszugleichen. Es ist ihr lebhaftestes Bestreben. Man soll sie nicht stören. Sie ist eine intelligente Schauspielerin und muß deshalb nebbich zur Feder greifen. Solcher Unfug wird jetzt immer selbstverständlicher werden, und man muß es ertragen, daß eine Dame, die mit Strindberg so wenig zu schaffen hat wie Wien, ihm um jeden Preis es hier gemütlich machen will. Ausgerechnet in Wien. Er sei hieher wie in ein »Asyl« geflohen, aber Strindberg schreibt: »die fremde Stadt wirkt wie ein Grab auf mich«. Strindberg hat für Wien kein Gemüt gehabt. Das war der Fehler. Er schrieb's in der »Beichte eines Toren«. Der Tor, er hat Wien, wie sagt man doch bei Trieschs, sich nicht zu schätzen gewußt. Was hätte er erst gegen die Gefälligkeit einer Feuilletonistin einzuwenden gehabt, welche sein Andenken in einer Stadt seßhaft machen will, die froh ist, wenn sie unter allen Frauenkennern mit knapper ~~Müh~~ den Jeremias versteht? Die Triesch, die es gut meint, meint, Strindberg hätte »unter anderen Verhältnissen« Wien kennen lernen sollen, da hätte er gespitzt! Er hätte bald, »um mich eines echt wienerischen Ausdrucks zu bedienen, das Gemüt entdeckt« — aha—, »das ihm ein tieferes Verhältnis zu Wien vermittelt und auf sein Schaffen von milderndem Einfluß hätte werden können.« Das wär' eine Hetz gewesen! Das hätt' kein Goethe g'schrieben — wie sich ehedem Seidl und Strindberg ausgedrückt haben. Mindestens hätte er die Sonntagsplauderei übernommen, die jetzt der Ludwig Hirschfeld hat. »Aber sein Sinn war verschlossen.« Darum mußte ihm Wien ganz fremd bleiben, »Nicht bloß seelisch, sondern auch künstlerisch.« Man müsse es zugeben, er sei »dem österreichischen Publikum im ganzen nicht vertraut«. (Hier kann sich die Red. nicht zurückhalten, die Anm. zu setzen: »Viele Essays des damals noch wenig bekannten Dichters sind im Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlicht worden.«) »Das wird anders werden,« ruft die Triesch. Das kann nicht mehr so weiter gehen. »Eine für alles Schöne, Bedeutende und Große so empfängliche Stadt wie Wien wird einen Dichter aufnehmen, dem man nur mit offenem Herzen entgegenzukommen braucht, um ihn zu verstehen.« Die Triesch stellt sich das so vor: »Das liebende Mitleid und die mitleidige Liebe, die der Dichter zur Menschheit gehabt hat, und die ihm von der Menschheit wieder zukommen müssen, sie erst führen ihm an der Hand das Verständnis und mit ihm die Bewunderung entgegen, die der mächtigen Stirn des genialen Dichters den Kranz der Unsterblichkeit aufsetzt.« Aufgesetzt von einer Dame, zum Glück von einer Wienerin und sogar einer aus dem zweiten Bezirk. Ob der Mann nach drei Ehen mit diesem ~~Ausgang~~ zufrieden sein wird? »Daß Strindberg und Wien zusammenkommen, bedarf es vor allem des Herzens. Und wie könnte Wien versagen, wenn man an sein Herz appelliert?« Schon sieht man die Fürstin Metternich, kaum fertig mit der Anregung zur Einführung eines Automaten zur Bestellung von Autotaxis, einen Tangotee veranstalten ~~und~~ als Clou ~~wird~~ das bekannte Mitglied des Berliner Lessingtheaters, Frau Irene Triesch, bekanntlich eine gebürtige Wienerin, an der Seite des Herrn Treumann Würstel austeilen, nicht ohne in passender Form an das goldene Wiener Herz zu appellieren, mit der Bitte, Strindberg gern zu haben.

* * *

Ein Bild des Grauens

Die Arbeiter-Zeitung hat aus der Fackel das Angebot des Deutschen Volksblattes, seine Textzeile um 4 Kronen zu kaufen, abgedruckt. Aber es ist vielleicht noch sittlicher, die Textzeile um 4 Kronen mit wertlosem Text zu füllen, als unmittelbar hinter dem Text, unter »Mitteilungen aus dem Publikum« und gleich nachdem man von »christlich-sozialen Schwindlern« berichtet hat, einem Publikum, dessen kulturelle Erziehung zum Parteiprogramm gehört, die folgende Gräßlichkeit zu bieten:

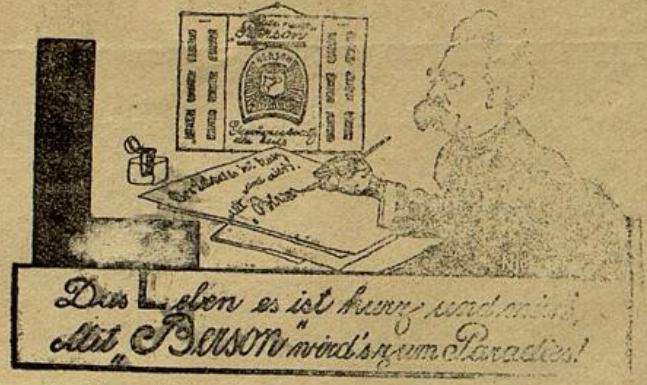


In Deutschland wurde eine Zeitlang Klosettpapier verkauft, auf dem je ein zur Situation passendes Zitat aus einem Klassiker vermerkt war. Dieser Text, der den Genius in den locus verbannte, war eine deutsche Tat. Er reicht bei weitem nicht an jenes Biid des Grauens heran. Wehrlos liegt der Staat, der Leben, Ehre, Gesundheit und Vermögen schützt, zu Füßen der Kanaille, die die Kultur frißt wie die boa constrictor ein Kaninchen.

* * *

Ein Bild des Grauens

Die Arbeiter-Zeitung hat aus der Fackel das Angebot des Deutschen Volksblattes, seine Textzeile um 4 Kronen zu kaufen, abgedruckt. Aber es ist vielleicht noch sittlicher, die Textzeile um 4 Kronen mit wertlosem Text zu füllen, als unmittelbar hinter dem Text, unter »Mitteilungen aus dem Publikum« und gleich nachdem man von »christlich-sozialen Schwindlern« berichtet hat, einem Publikum, dessen kulturelle Erziehung zum Parteiprogramm gehört, das folgende zu bieten:



Es ist zweifellos das Speiwürdigste, was der Kommerzgeist bisher vermocht hat. In Deutschland wurde eine Zeitlang Klosettpapier verkauft, auf dem je ein zur Situation passendes Zitat aus einem Klassiker aufgedruckt war. Dieser Text, der den Genius in den locus verbannte, war eine deutsche Tat. Er reicht bei weitem nicht an jenes Bild des Grauens heran. Wehrlos liegt der Staat, der Leben, Ehre, Gesundheit und Vermögen schützt, zu Füßen der Kanaille, die die Kultur frißt wie die boa constrictor das Kaninchen.

* * *

Der Bittner und die Bande

Der taufrische Julius Bittner, einer von der sympathischen Sorte jenes deutschösterreichischen Ariers, der im Hause des Juden als Naturbursch gehalten wird — sie beginnen meistens mit B: Bahr, Bartsch, Bittner, Burchhard, Busson, heißen manchmal Greinz, Kinzl, Strobl — soll einen Stoßseufzer zum Schutze der gefährdeten »Burgmusik« ausgestoßen haben und ein alter Wiener nennt ihn deshalb den herzenskernigen Julius Bittner. Einigermaßen störend in diesem Schwarm urwienerischer Erinnerungen, der der Burgmusik nachzieht, wirkt die Gestalt des »[redacted]« von dem der alte Wiener zum erstenmal auf den Burgplatz mitgenommen wurde. Auch beschreibt der alte Wiener die Gesichter der hinter der Bande schreitenden Pülcher so:

> Da, im unwillkürlichen Betrachten der bunten und im Grundwesen doch einander so sehr ähnelnden Gestalten, hob sich mir besonders eindringlich der eine gemeinsame Zug hervor, der so einzig wienerischen Charakter trägt: der konzentriert pflichtgemäße Ernst, mit welchem diese Leute dahermarschieren, stumm und schweigsam, mit dem Blicke nicht nach rechts oder links stierend, mit dem Gedanken sichtbar ebensowenig ihr ganzes Sein momentan mit dem mechanischen Nachtrollen da ausschöpfend, als wäre damit eine seriöse und nicht abzuweisende Lebensarbeit zu bewältigen.

Der alte Wiener scheint demnach ein junger Budapester zu sein, der im Berliner Café des Westens mit Adjektiven zu zahlen pflegt. Das macht nichts, er ist doch ein ganzer Kerl und der »herfrische, wirklich schmetternde Weckruf julius Bittner« hat ihn »ganz ordentlich gepackt«. Andere schläfert so was ein. Mich erwärmt weniger die wienerische als die antiklerikale Note, die der Freigeist anschlägt und mit der er den Juden die Furcht vor dem Teufel ausredet. Jede Redaktion hat jetzt einen, der den Kopf [redacted] dem rechten Fleck hat und bei besonderen Gelegenheiten über Gott nachdenken muß. Von Zeit zu Zeit kommt der Herausgeber nachschauen, ob dem Goi etwas Herzbewegendes eingefallen ist. So etwas, wo man einen Juchezer tun möcht und den fescher Kerl umarmen vor Freud'. Bittner, süffig wie ein unter die Tinterln geratener Gambrinus, kämpft für gesunde Sinnlichkeit, löst ihr die Ketten und tritt gegen die Kutten für die Kittel ein. Er hat uns zu Weihnachten ein dramatisches Gedicht in einem Aufzuge »Der Mönch« geschenkt, und ich verpflichte mich, wenn er es zur Vorlesung überläßt, einen jener Heiterkeitsausbrüche zu erzielen, die mir von meinen Wirkungen die am wenigsten sympathischen sind. Es ist in Versen und tiefer Weisheit voll wie ein noch nicht angezapftes Bierfaßl.

Wenn du das Leben überwinden willst,
Mußt du es zu begreifen trachten.

Meint der milde Abt. Der junge Mönch betet in »enger Klosterzelle«, aber selbstredend winkt ein Blütenzweig, ein [redacted] aum Fenster herein. Der Laienbruder kommt. Der Mönch »Was ist?« »Frühling, Bruder!« Der Frauenchor:

Laia, laia, Maiblumenkranz!
Wir schreiten durch einen Reigentanz.
Mein Bursch trägt einen Veilchenstrauß.
Das heißt: Mein Mädl komm heraus!

Aha, die Sinne locken. Ein hagerer Mönch ist dagegen. Der Frauenchor meint:

Heia, Heia, Fiedelmann!
Will das Spielen und Geigen nit lan.
Heia, hei, mein Tanzgespiel,
Wie ich dich nächstens küssen will.

[redacted]

Ein bleicher Mönch ist dafür:

Aber die leben
Die sollen leben
Die sollen genießen,
Die sollen lieben,
Die sollen's treiben,
Wie die Väter 's getrieben.

Warum nicht, recht hat er. Der Frauenchor sekundiert:

Komm, mein Junge und fasse Mut!
Komm, ach komm: ich bin dir gut.
Deine roten Lippen sind heiß.
Wart', wie ich sie dir zu küssen weiß.

Der bleiche Mönch rät:

Brich die Ketten, die dich halten,
Brich die Fesseln, brich es
Dein Gelübde!

Der junge Mönch antwortet: »Gelübde? Nein, das kann ich nicht!« Und doch! Der Frauenchor verspricht, heut' nacht unter blühenden Bäumen kein' Stunde zu versäumen. Der junge Mönch kennt sich nicht mehr aus. Er taumelt einige Schritte vor: Nein, nein! Ich darf nicht! (Innerer Kampf.) »Du kriegst mich nit!« Er sagt nit mehr nicht, er sagt bereits nit, er läßt schon mit sich reden. Eine Mädchenstimme ertönt:

Nimm hin dein Mädl zur Seligkeit,
Zu treuer Liebe in Ewigkeit!

Der junge Mönch ruft: »Zu viel!«, jauchzt und springt hinunter. »Der Laienbruder stürzt herein. Auf ihm das Entsetzen.« Der hagere Mönch fragt: »Was ist?« Der Laienbruder deutet: »Dort!«

Er ist durchs Fenster hinunter.
Drunten liegt er. (Heulend.)
Tot, tot!

Der hagere Mönch sagt: »Satanas, Satanas, [redacted]!« Der Laienbruder meint: »Zum Abt!« (Beide ab, wie von Furien gehetzt.) Der bleiche Mönch kommt, zertritt den grünen Zweig und trifft weitere Veranstaltungen, damit der Vorhang fallen kann. Mit solchem Schwachsinn macht sich ein kerngesunder Laienbruder — exorcete — zu Weihnachten bei den Israeliten beliebt. Er zündet ihnen den Christbaum als ganzen an damit sie auch eine Freud' haben, der gute Kerl. Die Bande zu zerreißen, rät er einer Bande, die leider durch nichts gefesselt ist. Ich zerreiße diese Er soll lieber für die Erhaltung der Bande eintreten. Wie andere mit dem Fleisch fertig werden, geht jene nichts an, die keinen Geist haben und in der engen, dreimal gespaltenen Klosterzelle ist es nicht behaglich, wenn die Burgmusik hereindringt.

Der Bittner und die Bande

Der taufrische Julius Bittner, einer von der sympathischen Sorte jenes deutschösterreichischen Ariers, der im Hause des Juden als Naturbursch gehalten wird — sie beginnen meistens mit B: Bahr, Bartsch, Burckhard, Busson, Bittner, heißen manchmal Hans Hinz, Greinz, Kunz, Kriz, Krizl, Strobl — soll einen Stoßseufzer zum Schutze der gefährdeten »Burgmusik« ausgestoßen haben und ein alter Wiener nennt ihn deshalb den herzenskernigen Julius Bittner. Einigermaßen störend in dem Schwarm urwienerischer Erinnerungen, der hier der Burgmusik nachzieht, wirkt die Gestalt des »Onkel Fischl«, von dem der alte Wiener zum erstenmal auf den Burgplatz mitgenommen wurde. Auch beschreibt der alte Wiener die Gesichter der hinter der Bande schreitenden Pülcher so:

> Da, im unwillkürlichen Betrachten der bunten und im Grundwesen doch einander so sehr ähnelnden Gestalten, hob sich mir besonders eindringlich der eine gemeinsame Zug hervor, der so einzig wienerischen Charakter trägt: der konzentriert pflichtgemäße Ernst, mit welchem diese Leute dahermarschieren, stumm und schweigsam, mit dem Blicke nicht nach rechts oder links stierend, mit dem Gedanken sichtbar ebensowenig ihr ganzes Sein momentan mit dem mechanischen Nachtrotten da ausschöpfend, als wäre damit eine sorglose und nicht abzuweisende Lebensarbeit zu bewältigen.

Der alte Wiener scheint demnach ein junger Budapester zu sein, der im Berliner Café des Westens mit Adjektiven zu zahlen pflegt. Aber das macht nichts, er ist doch ein ganzer Kerl und der »herzfrische, wirklich schmetternde Weckruf Julius Bittners« hat ihn »ganz ordentlich gepackt«. Andere schläfert so was ein. Auch mich ermuntert weniger die wienerische als die antiklerikale Note, die dieser Freigeist anschlägt und mit der er den Juden die Furcht vor dem Teufel ausredet. Jede Redaktion hat jetzt einen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und der bei besonderen Gelegenheiten über Gott und die Welt nachdenken muß. Von Zeit zu Zeit kommt der Herausgeber nachschauen, ob dem Goi schon etwas Herzbewegendes eingefallen ist. So etwas, wo man einen Juchezer tun möcht am Sonntag und den kreuzbraven Kerl umarmen vor Freud'. Bittner, süffig wie ein unter die Tinterln geratener Gambrinus, kämpft für gesunde Sinnlichkeit, löst ihr die Ketten und tritt gegen die Kutten für die Kittel ein. Er hat uns zu Weihnachten ein dramatisches Gedicht in einem Aufzug, »Der Mönch«, geschenkt, und ich verpflichte mich, wenn er es zur Vorlesung überläßt, einen jener Heiterkeitsausbrüche zu erzielen, die mir von meinen Wirkungen die am wenigsten sympathischen sind. Es ist in Versen und tiefer Weisheit voll wie ein noch nicht angezapftes Bierfaßl.

> Wenn du das Leben überwinden willst,
> mußt du es zu begreifen trachten.

Meint der milde Abt. Der junge Mönch betet in »enger Klosterzelle«, aber selbstredend winkt ein Blütenzweig, ein Mädchenlachen zum Fenster herein. Der Laienbruder kommt. Der junge Mönch fragt: »Was ist?« »Frühling, Bruder!« Der Frauenchor:

> Laia, laia, Maiblumenkranz!
> Wir schreiten einen Reigentanz.
> Mein Bursch trägt einen Veilchenstrauß.
> Das heißt: Mein Mädl, komm heraus!

Aha, die Sinne locken. Ein hagerer Mönch ist dagegen. Der Frauenchor meint:

> Heia, heia, Fiedelmann!
> Will das Spielen und Geigen nit lan.
> Heia, hei, mein Tanzgespiel,
> wie ich dich nächtens küssen will.

Ein bleicher Mönch ist dafür:

> Aber die leben —!
> Die sollen leben.
> Die sollen genießen,
> die sollen lieben,
> die sollen's treiben,
> wie die Väter 's getrieben.

Warum nicht, recht hat er. Der Frauenchor sekundiert:

Komm, mein Junge, und fasse Mut!
Komm, ach komm: ich bin dir gut.
Deine roten Lippen sind heiß.
Wart', wie ich sie dir zu kühlen weiß.

Der bleiche Mönch rät:

Brich die Ketten, die dich halten,
brich die Fesseln, brich es,
dein Gelübde!

Der junge Mönch antwortet: »Gelübde? Nein, das kann ich nicht!« Und doch! Der Frauenchor verspricht, heut' nacht unter blühenden Bäumen kein' Stunde zu versäumen. Der junge Mönch kennt sich nicht mehr aus. Er taumelt einige Schritte vor: Nein, nein! Ich darf nicht! (Innerer Kampf.) »Du kriegst mich nit!« Er sagt nit mehr nicht, er sagt bereits nit, er läßt schon mit sich reden. Auf einmal ertönt eine Mädchenstimme:

Nimm hin dein Mädl zur Seligkeit,
zu treuer Liebe in Ewigkeit!

Der junge Mönch ruft: »Zu viel!«, jauchzt und springt hinunter. »Der Laienbruder stürzt herein. Auf ihm das Entsetzen.« Der hagere Mönch fragt: »Was ist?« Der Laienbruder deutet: »Dort!«

Er ist durchs Fenster hinunter.
Drunten liegt er. (Heulend.)
Tot, tot!

Der hagere Mönch sagt: »Satanas, Satanas, apage!« Der Laienbruder meint: »Zum Abt!« (Beide ab, wie von Furien gehetzt.) Der bleiche Mönch kommt, zertritt selbstredend den grünen Zweig und trifft weitere Veranstaltungen, damit der Vorhang fallen kann.

Mit solchem Schwachsinn macht sich ein kerngesunder Laienbruder — exorceo te — zu Weihnachten bei den Israeliten beliebt. Er zündet ihnen den Christbaum als ganzen an, damit sie auch eine Freud' haben, der gute Kerl. Die Bande zu zerreißen, rät er einer Bande, die leider durch nichts gefesselt ist. Ich zerreiße diese Bande. Er soll lieber für die Erhaltung der Banda eintreten. Wie andere mit dem Fleisch fertig werden, geht jene nichts an, die keinen Geist haben, und in der engen, dreimal gespaltenen Klosterzelle ist es nicht behaglich, wenn die Burgmusik hereindringt.

Garantiert echt

Die Bearbeitung Nestroys durch den Herrn Birinski bestand also darin, daß es ein Stück von Nestroy durch Sätze nud Kupletts von Nestroy entstellt hat. In Don Carlos, von Birinski bearbeitet, heißt es also nicht etwa: »Wo alles liebt, kann Carlos allein nicht broiges sein«, sondern: »Durch diese hohle Gasse muß er kommen!« Ein Zobel trägt also nicht etwa Hasenhäuteln, sondern einen echten Zobel. In Rußland würde man, wenn man also nicht zufällig geflohen wäre, für solche Bearbeitung nach Sibirien geschickt werden. In Österreich schweigt die Nestroy-Forschung. Die Kritik drückt ein Auge zu.

. . . . Übrigens man muß der Bearbeitung eins zugute halten: sie vermeidet Geschmacklosigkeiten, bringt keinerlei moderne Couplets, sie versucht es, Nestroy mit Nestroy zu restaurieren, möglichst ohne fremde Geisteselemente, und wenn sich irgendwo ein verschämter Birinski eingeschlichen hat, bemüht er sich, säuberlich im Jargon von 1840 zu bleiben.

Also in welchem?

* * *

Der Sieg des Walzers über den Tango

Ich bin ja nicht so sehr von der Verabredung, Tango zu tanzen, erbaut, aber furchtbar stelle ich es mir vor, wenn der Walzer über den Tango siegt. Es soll auf dem Semmering geschehen sein. Dort, wo Leben und Treiben herrscht. Nach einem Tag des fröhlichen Wintersportes. Da erwacht

jenes Bedürfnis, das sich immer einstellt, wenn junge, wohlgelaunte Menschen in feierlicher Abendkleidung beisammen sind. Sie wollen tanzen. Zuerst Tango. Aber das ist nichts für Wien. Plötzlich wird der Ruf: »Walzer« laut. Findet sofort hundertfaches Echo. Alles ist wie verwandelt.

Die jungen Mädchen schmiegen sich mit roten Backen beglückt in die Arme ihrer Herrn, die Mamas nicken ihren ergrauten Gatten zu und drehen sich mit ihnen umher

zum hineinbeißen. So gefällts mir. Ich habe das Tanzen immer für eine der ärgsten Schweinereien gehalten. Für die Erlaubnis, sich öffentlich alles zu erlauben. Für das Zeremoniell der Geilheit, für die Form, in der keine Moral, die sich vor der Liebe fürchtet, Mut bekommt und Mama das Knutschen erlaubt hat. Ja, selbst noch darauf happig wird. Der Tango fatiert das immerhin, er ist wenigstens der Totentanz des untergehenden Geschlechtes: Mann und Weib messen einander, welcher Teil dem andern mehr versagt, ihn mehr heruntergebracht hat. In Wien halten wir Gottseidank noch nicht so weit, und darum kann der Walzer über den Tango noch siegen. Muß das schön gewesen sein, wie auf dem Semmering in das Treiben auf einmal Leben kommt. Nein, der Tango konnte den Walzer nicht umbringen,

so wenig wie der »Cocktail« oder der »Whiskey« bei uns den Gumpoldskirchner verjagen können.

Mir san mir! riefen die harben Kommerzialräte auf dem Semmering, als man ihnen zumutete, Tango zu tanzen.

* * *

Garantiert echt

Die Bearbeitung Nestroys durch den Herrn Birinski bestand also darin, daß es ein Stück von Nestroy durch Sätze und Kapletts von Nestroy entstellt hat. In Don Carlos, von Birinski bearbeitet, heißt es also nicht etwa: »Wo alles liebt, kann Carlos allein nicht broiges sein«, sondern: »Durch diese hohle Gasse muß er kommen!« Ein Zobel trägt also nicht etwa Hasenhäuteln, sondern einen echten Zobel. In Rußland würde man, wenn man also nicht zufällig russischer Flüchtling wäre, für solche Bearbeitung nach Sibirien geschickt werden. In Österreich schweigt die Nestroy-Forschung. Die Kritik drückt ein Auge zu.

. . . . Übrigens man muß der Bearbeitung eins zugute halten: sie vermeidet Geschmacklosigkeiten, bringt keinerlei moderne Couplets. sie versucht es, Nestroy mit Nestroy zu restaurieren, möglichst ohne fremde Geisteselemente, und wenn sich irgendwo ein verschämter Birinski eingeschlichen hat, bemüht er sich, säuberlich im Jargon von 1840 zu bleiben.

Also in welchem?

* * *

Der Sieg des Walzers über den Tango

Ich bin ja nicht sehr von der Verabredung, Tango zu tanzen, erbaut, aber furchtbar stelle ich es mir vor, wenn der Walzer über den Tango siegt. Es soll auf dem Semmering geschehen sein. Dort, wo Leben und Treiben herrscht. Nach einem Tag des fröhlichen Wintersportes. Da erwacht jenes Bedürfnis, das sich immer einstellt, wenn junge, wohlgelaunte Menschen in feierlicher Abendkleidung beisammen sind: Sie wollen tanzen. Zuerst Tango. Aber das ist nichts für Wien. Plötzlich wird der Ruf: »Walzer« laut. Findet sofort ein hundertfaches Echo. Der Kapellmeister lächelt. Alles ist wie verwandelt. Die jungen Mädchen schmiegen sich mit roten Backen beglückt in die Arme ihrer Herren, die Mamas nicken ihren ergrauten Gatten zu und drehen sich mit ihnen umher und der ganze Saal ist zum hineinbeißen. So gefällts mir. Ich habe das Tanzen immer für eine der ärgsten Schweinereien gehalten. Für die feige Erlaubnis, sich öffentlich alles zu erlauben. Für das Zeremoniell der Geilheit. Für die Form, in der eine Moral, die sich vor der Liebe fürchtet, Mut bekommt und Mama das Knutschen erlaubt hat. Ja, selbst noch hin und wieder darauf happig wird. Der Tango fatiert das immerhin, er ist wenigstens der Totentanz des untergehenden Geschlechtes: Mann und Weib messen einander, welcher Teil dem andern mehr versagt, ihn mehr heruntergebracht hat. In Wien halten wir Gottseidank noch nicht so weit, und darum kann der Walzer über den Tango noch siegen. Muß das schön gewesen sein, wie auf dem Semmering in das Treiben auf einmal Leben kommt. Nein, der Tango konnte den Walzer nicht umbringen, so wenig wie der »Cocktail« oder der »Whiskey« bei uns den Gumpoldskirchner verjagen können.

Mir san mir! riefen die harben Kommerzialräte auf dem Semmering, als man ihnen zumutete, Tango zu tanzen.

* *

Aus dem dunkelsten Östterreich

Hotelier Sukfüll führte aus, . . . der Gast bestehe vor allem darauf, dem Personal, das ihn bedient, nach seinem Belieben Trinkgeld zu geben. Auch die Angestellten seien mit dem System der Prozente nicht zufrieden. Der Gast, der in Österreich ein Hotel aufsuche, sei gewohnt, individuell bedient zu werden. In vielen Betrieben Österreichs suchen die Gäste die Kellner durch ein Trinkgeld im vorhinein für sich zu gewinnen. Der Landesverband für Fremdenverkehr möge die Frage ruhig den Hoteliers überlassen.

Wie wahr, wie wahr! Wenn der Österreicher von der Mutterbrust wegkommt und ins Leben hinaustritt, setzt er seinen eigenen Kopf auf. Er läßt sich seine Freiheit nicht nehmen. Er besteht darauf, dem Personal Trinkgeld zu geben. Wenn ihm wer in den Arm fallen will, wird er schiach. Auch will er kein Herdentier sein, sondern im Hotel sofort als Individualität, die er ist, erkannt, durchschaut und darnach behandelt werden. Um vom Kellner richtig bedient zu werden, bedient er zuerst den Kellner. Er lebt, um Kellner für sich zu gewinnen. Er hat überhaupt keinen andern Daseinszweck. Das erste, was er tut, wenn er von der Bahn ins Hotel kommt, ist: er sucht den Kellner zu beeinflussen. Hat er ihn auf seine Seite gebracht, ist es ihm gelungen, ihn durch ein Trinkgeld zur Annahme eines Trinkgeldes zu bewegen, das er dann aber auch nach Belieben verabreichen kann, und hat er es somit erreicht, als Individualität gewürdigt zu werden, so hat er ein Recht, an den Kellner, der ihm die Speisekarte hinhält, die Frage zu richten: »Was können Sie mir empfehlen?« Sagt der Kellner: »Was auf der Karte steht«, so wird der Gast lebensüberdrüssig, denn er erkennt, daß der Kellner ihn für einen von den vielen hält. Manchmal kommt es auch vor, daß der Gast den Kellner barsch zur Anerkennung seiner Individualität zwingt, indem er ihn anschreit: »Was stehn S' denn da und empfehlen nicht?« Empfiehlt der Kellner und hat der Gast eine Dame neben sich, so hat die Empfehlung zu lauten: »Laßt sich die Dame ein schönes Schnitzerl machen oder vielleicht ein Ganserl die Dame!« Der Zusatz »die Dame« ist nichts weiter als ein Zugeständnis der individuellen Behandlung, die sich auch auf die Dame erstreckt. Die Empfehlung hat vor der Karte entschieden das eine voraus, daß gesprochen wird und zwar sowohl vorher wie nachher. Denn was nach der Karte bestellt wird, ist nicht mehr da und wird vor den Augen des Gastes einfach gestrichen, während nach der Empfehlung der Kellner in die Küche geht und erst viel später und mit ausdrücklichem Bedauern, nicht mehr dienen zu können, zurückkommt. Hat ein Gast es solcher Art in Wien durchgesetzt, als Individualität anerkannt zu werden, so kann er unter Umständen selbst Hotelier werden. Der Hotelier ist der höchste Vorgesetzte des Gastes. Vom Hotelier gegrüßt zu werden, ist eine Annehmlichkeit, der zuliebe der Österreicher überhaupt ins Gasthaus geht. Vom Hotelier gekannt zu werden, ist eine Ehre, die nicht jedermann zuteil wird. Aber vom Hotelier angesprochen zu werden, ist die höchste Entschädigung, die einem für den Ärger über einen Schlangenfraß zuteil werden kann und dafür, daß man den Kellner, der einen weder individuell noch anders bedienen will, durch kein Trinkgeld für sich gewinnen kann. Wer von uns, die wir einen Namen haben und deshalb im Gasthaus nicht unbeachtet bleiben können, hat es nicht schon erlebt: man sitzt da verlassen und verkauft, verwünscht diese niederträchtige österreichische Romantik der Lebensmittel, sehnt sich zu den Hottentotten oder nach Berlin, also dorthin, wo der Wiener infolge Bequemlichkeit »Abfütterungsanstalten« vermutet, möchte mit Tellern werfen und mit Messern stechen, kann es aber nicht, weil man im Stadium der Auflösung ist — da beugt sich ein käseweißer Mann über dich, ein Todesengel namens Zeppezauer, und spricht, langsam lebhafter werdend, die Worte: »Das Wetter scheint sich nach der letzten mineralogischen Diagnose zu klären und dürfte auch wieder der Zuspruch ein regerer werden, waren gewiß verreist, schon recht, ja jeder hat heutzutage zu tun, man merkts überall im Gewerbestand, die Einflüsse von der letzten Entspannung, ein Doktor, auch von der Zeitung, was im Ministerium die rechte Hand ist, hat auch gesagt, mirkwirdig, hm, aber mir scheint, heute keinen rechten Appetit, grad heut das Vordere, alle Herren loben sichs, nun dafür das nächste Mal ein Protektionsportionderl von der Zeppezauerschnitte. Puidl abservieren, schlaft der Mistbub, also djehre djehre — —«

* *

Aus dem dunkelsten Österreich

Hotelier Sukfüll führte aus, ... der Gast bestehe vor allem darauf, dem Personal, das ihn bedient, nach seinem Belieben Trinkgeld zu geben. Auch die Angestellten seien mit dem System der

Prozente nicht zufrieden. Der Gast, der in Österreich ein Hotel aufsuche, sei gewohnt, individuell bedient zu werden. In vielen Betrieben Österreichs suchen die Gäste die Kellner durch ein Trinkgeld im vorhinein für sich zu gewinnen. Der Landesverband für Fremdenverkehr möge die Frage ruhig den Hoteliers überlassen.

Wie wahr, wie wahr! Wenn der Österreicher von der Mutterbrust wegkommt und ins Leben hinaustritt, setzt er seinen eigenen Kopf auf. Er läßt sich seine Freiheit nicht nehmen. Er besteht darauf, dem Personal Trinkgeld zu geben. Wenn ihm wer in den Arm fallen will, wird er schiech. Auch will er kein Herdentier nicht sein, sondern im Hotel sofort als Individualität, die er ist, erkannt, durchschaut und darnach behandelt werden bitte. Um vom Kellner richtig bedient zu werden, bedient er zuerst den Kellner. Er lebt, um Kellner für sich zu gewinnen. Er hat überhaupt keinen andern Daseinszweck, wenn es ihm zufällig versagt ist, selber ein Kellner zu werden. Er ist es von Natur, aber er verfehlt zuweilen seinen Beruf und wird Gast. Das erste, was er tut, wenn er ~~von der Bahn~~ ins Hotel kommt, ist: er sucht den Kellner zu beeinflussen. Hat er ihn auf seine Seite gebracht, ist es ihm gelungen, ihn durch ein Trinkgeld zur Annahme eines Trinkgeldes zu bewegen, das er dann aber auch nach Belieben verabreichen kann, und hat er es sohin erreicht, als Individualität gewürdigt zu werden — so hat er ein Recht, an den Kellner, der ihm die Speisekarte hinhält, die Frage zu richten: »Was können Sie mir empfehlen?« Sagt der Kellner: »Was auf der Karte steht«, so wird der Gast lebensüberdrüssig, denn er erkennt, daß der Kellner ihn für einen von den vielen hält, für einen, der bloß essen will und weiter nichts/ Essen, ohne zu hören, was es Neues gibt. Manchmal kommt es dann vor, daß der Gast den Kellner barsch zur Anerkennung seiner Individualität zwingt, indem er ihn anschreit: »Was stehn S' denn da und empfehlen S' nicht?« Empfiehlt der Kellner und hat der Gast eine Dame neben sich, so hat die Empfehlung zu lauten: »Laßt sich die Dame ein schönes Schnitzerl machen oder ein Ramsteckerl oder vielleicht ein Ganserl die Dame!« Der Zusatz »die Dame« ist nichts weiter als ein ~~Zugeständnis~~ der individuellen Behandlung, die sich auch auf die Dame erstreckt. Die Empfehlung hat vor der toten Karte entschieden das eine voraus, daß dischkuriert wird und zwar sowohl vorher wie nachher. Denn was ~~nach~~ der Karte ~~bestellt wird~~ ist nicht mehr da und wird vor den Augen des Gastes einfach gestrichen, während nach der Empfehlung der Kellner in die Küche geht und erst viel später und mit dem ausdrücklichen Bedauern, nicht mehr dienen zu können, zurückkommt. Hat ein Gast es solcher Art in Wien durchgesetzt, als Individualität anerkannt zu werden, so kann er unter Umständen sogar Hotelier werden. Der Hotelier ist der höchste Vorgesetzte des Gastes. Vom Hotelier gegrüßt zu werden, ist eine Annehmlichkeit, der zuliebe der Österreicher überhaupt ins Gasthaus geht. Vom Hotelier gekannt zu werden, ist eine Ehre, die nicht jedermann zuteil wird. Aber vom Hotelier angesprochen zu werden, ist die höchste Entschädigung, die einem für den Ärger über einen Schlangenfraß zuteil werden kann und dafür, daß man einen Kellner, der einen weder individuell noch anders bedienen will, durch kein Trinkgeld für sich gewinnen kann. Wer von uns, die wir einen Namen haben und deshalb im Gasthaus nicht unbeachtet bleiben, hat es nicht schon erlebt: man sitzt da/verlassen und verkauft, verwünscht diese niederträchtige österreichische Romantik der Lebensmittel, sehnt sich zu den Hottentotten oder nach Berlin, also dorthin, wo der Wiener infolge Bequemlichkeit »Abfütterungsanstalten« vermutet, möchte mit Tellern werfen und mit Messern stechen, kann es aber nicht, weil man gerade im Stadium der Auflösung ist — da beugt sich ein käsweißer Mann über dich, ein Todesengel namens Zeppezauer, und spricht, mählich lebhafter werdend, die Worte: »Das Wetter scheint sich nach der letzten mineralogischen Diagnose zu klären und dürfte auch wieder der Zuspruch ein regerer werden, waren gewiß verreist, schon recht, ja jeder hat heutzutage zu tun, man merkts überall im Gewerbestand, die Einflüsse von der letzten Entspannung, ein Doktor, auch von der Zeitung, was im Ministerium die rechte Hand ist, hat selbst gesagt, mirkwirdig, hm, aber mir scheint, heute keinen rechten Appetit, grad heut, schade, das Vordere, alle Herren loben sichs, nun dafür das nächste Mal ein Protektionsportionderl von der Zeppezauerschnitte — Puidl abservieren, schlaft wieder der Mistbub, also djehre djehre — —«

* *

16

Das hätte ich nicht erfinden können

[Ein vierfacher Wagenzusammenstoß.] Durch die Unvorsichtigkeit eines Kutschers wurde gestern nachmittag auf dem Franz Josefskai der Zusammenstoß von vier Wagen verursacht. Gegen 3/4 6 Uhr abends stand ein Fiaker, den der Kutscher Oskar Schner lenkte, vor dem Café Residenz auf dem Franz Josefskai 31. Der bei der Internationalen Transportgesellschaft bedienstete Kutscher Franz Ertel kam mit seinem zweispännigen, mit Kisten beladenen Wagen vom Morzinplatz und wollte ordnungswidrig die Kurve schneiden. Er fuhr an den Fiaker derart heftig an, daß der Türschlag beschädigt wurde. Als nun die beiden Wagen aneinandergefahren waren, war die Straße verlegt, und der Kutscher Georg Erschinger wollte, als er von der Marienbrücke

Kutscher Georg Erschinger [illegible]

mit seinem zweispännigen Paketwagen der Poststation Simmering, Am Kanal Nr. 527, gegen den Morzinplatz fuhr, den beiden Wagen ausweichen. Er fuhr aber bei dem Versuch an einen entgegenkommenden Straßenbahnwagen der Linie »EK« an. Durch den Zusammenstoß wurde Erschinger vom Bock geschleudert. Er blieb zum Glücke unverletzt. An dem Motorwagen wurde die Vorderwand eingedrückt. Ertel ist an dem doppelten Unfalle schuldtragend. Die Strafamtshandlung ist eingeleitet.

Das hätte ich nicht erfinden können. Es ist ein Stück Wiener Natur, gesehen durch das Temperament eines Weltblattes. Es ist die endgiltige Plastik des hiesigen Daseins, das vor seiner Unabänderlichkeit zum dasigen Hiersein zwingt. Nicht, daß sie zusammenstoßen müssen, wenn hier vier Wagen fahren, und nicht daß was hier geschieht, auch in seiner Unmittelbarkeit gesehen wird, sondern die Identität des Geschehens und Sehens schafft das Bild dieser Welt. Es ist so: auf der Straße des Wiener Lebens hat jeweils nur eine Individualität Platz. Der Kutscher Oskar Schner oder der Kutscher Franz Ertel oder der Kutscher Franz Erschinger oder der Straßenbahnwagen, der auch eine Individualität ist, denn wenn man auch nicht weiß, wie der Motorführer heißt, so heißt jener doch »E K«. Nur eine Individualität hat Raum, will sich ausleben, gesehen werden. Nun geschieht es, daß der Kutscher Oskar Schner um 3/4 6 Uhr abends auf dem Franz-Josefs-Kai steht. Aber wo? Vor dem Café Residenz, das unter bewährter Leitung steht. Wir würden uns gern dabei aufhalten, aber es handelt sich nicht um den Cafétier, sondern um den Kutscher. Er steht da. Vor dem Café Residenz, welches sich auf dem Franz-Josefs-Kai 31 befindet. Das genügt zu wissen. Da kommt der Kutscher Franz Ertel, der bei der Internationalen Transportgesellschaft bedienstet ist — für Details ist keine Zeit — mit seinem zweispännigen, mit Kisten beladenen Wagen. Von wo? Vom Morzinplatz. Wohin? Auf den Kai. Und fährt den Fiaker, eines der gediegensten Zeugeln, heftig an, so daß. Nachdem nun einmal der Türschlag beschädigt ist, bleibt die Straße verlegt. Der Ausblick war für die riesengroße Erscheinung des Kutschers Oskar Schner gesperrt, jetzt ist es auch der Verkehr, der sich bis dahin nur mühsam durchquetschen konnte. Wenn man nur wüßte, wie der Wachmann heißt, der nicht da ist! Sehen wir uns einstweilen den Kutscher Franz Erschinger an, der warum und wohin er fahren wollte. Er kam von der Marienbrücke mit seinem zweispännigen Packwagen der Poststation Simmering, Am Kanal Nr. 527, und fuhr gegen den Morzinplatz. Ja, was will denn der hier? Das ist ja ein dritter. Wir möchten uns vor Zerstreuung bewahren, aber er ist nun einmal da und zieht uns in seinen Bannkreis. Er wollte ausweichen, wollte sich unserer Beachtung entziehen, aber wenn eine Individualität ausweichen will, stößt sie unfehlbar an einen entgegenkommenden Straßenbahnwagen der Linie »EK« an. Das wirkt vollends verwirrend. Das hat uns noch gefehlt! Durch den Zusammenstoß wurde Erschinger vom Bocke geschleudert. Das ist bedauerlich, er bleibt gewiß in der Luft hängen, wie auf einem Bild von Schönpflug, von dem ja dieser ganze Zusammenstoß und dieses ganze Wiener Leben überhaupt gezeichnet ist. Er blieb zum Glücke unverletzt. Zum Glücke: das klingt für das goldene Wiener Herz. Aber es kann ja auch nicht anders sein; was vom Schönpflug kommt, fällt nicht auf die Erde. Was geht, was steht; was steht, fällt. Das sind Gefahren. Aber — zum Glück — was fällt, hängt; was hängt, steht; was steht, bleibt; was bleibt, ist ein Dreck. Also eine Individualität. Viere sind zuviel. Man soll das Schicksal nicht versuchen. Es kann einmal schief gehen. Seien wir froh, wenn nur das geschieht, was ich nicht erfinden kann.

[illegible]

17

Das hätte ich nicht erfinden können

[Ein vierfacher Wagenzusammenstoß.] Durch die Unvorsichtigkeit eines Kutschers wurde gestern nachmittag auf dem Franz Josefskai der Zusammenstoß von vier Wagen verursacht. Gegen 3/4 6 Uhr abends stand ein Fiaker, den der Kutscher Oskar Schner lenkte, vor dem Café Residenz auf dem Franz Josefskai 31. Der bei der Internationalen Transportgesellschaft bedienstete Kutscher Franz Ertel kam mit seinem zweispännigen, mit Kisten beladenen Wagen vom Morzinplatz auf den Kai und wollte ordnungswidrig die Kurve schneiden. Er fuhr an den Fiaker derart heftig an, daß der Türschlag beschädigt wurde. Als nun die beiden Wagen aneinandergefahren waren, war die Straße verlegt, und der

Kutscher Georg Erschinger wollte, als er von der Marienbrücke mit seinem zweispännigen Paketwagen der Poststation Simmering, Am Kanal Nr. 527, gegen den Morzinplatz fuhr, den beiden Wagen ausweichen. Er fuhr aber bei dem Versuch an einen entgegenkommenden Straßenbahnwagen der Linie »EK« an. Durch den Zusammenstoß wurde Erschinger vom Bocke geschleudert. Er blieb zum Glücke unverletzt. An dem Motorwagen wurde die Vorderwand eingedrückt. Ertel ist an dem doppelten Unfalle schuldtragend. Die Strafamtshandlung ist eingeleitet.

Das hätte ich nicht erfinden können. Es ist ein Stück Wiener Natur, gesehen durch das Temperament eines Weltblattes. Es ist die endgiltige Plastik des hiesigen Daseins, das vor seiner Unabänderlichkeit zum dasigen Hiersein zwingt. Nicht, daß sie zusammenstoßen müssen, wenn hier vier Wagen fahren, und nicht daß was hier geschieht, auch in seiner Unmittelbarkeit gesehen wird, sondern die Identität des Geschehens und Sehens schafft das Bild dieser Welt. Es ist so: auf der Straße des Wiener Lebens hat jeweils nur eine Individualität Platz: der Kutscher Oskar Schner oder der Kutscher Franz Ertel oder der Kutscher Franz Erschinger oder der Straßenbahnwagen, der auch eine Individualität ist, denn wenn man auch nicht weiß, wie der Motorführer heißt, so heißt jener doch »EK«. Nur eine Individualität hat Raum, will sich ausleben, gesehen werden. Nun geschieht es aber, daß der Kutscher Oskar Schner um 3/4 6 Uhr abends auf dem Franz-Josefs-Kai steht. Aber wo? Bei Nr. 31. Was befindet sich dort? Das Café Residenz, das unter der bewährten Leitung steht. Wir würden uns gern dabei aufhalten, aber es handelt sich nicht um den Cafétier, sondern um den Kutscher. Er steht da. Vor dem Café Residenz, welches sich auf dem Franz-Josefs-Kai 31 befindet. Das ist klargestellt. Da kommt nun ~~aber~~ der Kutscher Franz Ertel, der bei der Internationalen Transportgesellschaft bedienstet ist — für Details ist keine Zeit — mit seinem zweispännigen, mit Kisten beladenen Wagen. Von wo? Vom Morzinplatz. Wohin? Auf den Kai. Und fährt den Fiaker, eines der gediegensten Zeugeln, heftig an, so daß. Nachdem nun einmal der Türschlag beschädigt ist, bleibt die Straße verlegt. Der Ausblick war schon durch die riesenhafte Erscheinung des Kutschers Oskar Schner gesperrt, jetzt ist es auch der Verkehr, der sich bis dahin doch mühsam durchquetschen konnte. Wenn man nur wüßte, wie der Wachmann heißt, der nicht da ist! Dafür ist plötzlich der Kutscher Georg Erschinger da. Sehen wir uns einstweilen den Kulscher Georg Erschinger an, von wannen er kam und wohin er fahren wollte. Er kam von der Marienbrücke mit seinem zweispännigen Paketwagen der Poststation Simmering, Am Kanal Nr. 527, und fuhr gegen den Morzinplatz. Ja, was will denn der ~~überhaupt~~? Das ist ja ein dritter! Wir möchten uns vor Zerstreuung bewahren, aber er ist nun einmal ~~da~~ und zieht uns in seinen Bannkreis. Er wollte ausweichen, wollte sich unserer Beachtung entziehen, aber wenn eine Individualität ausweichen will, stößt sie bei dem Versuch unfehlbar an einen entgegenkommenden Straßenbahnwagen der Linie »EK« an. Das verwirrt vollends. Das hat uns noch gefehlt! Durch den Zusammenstoß wurde Erschinger vom Bocke geschleudert. Das ist bedauerlich, er blieb aber gewiß in der Luft hängen, wie auf einem Bild von Schönpflug, von dem ja dieser ganze Zusammenstoß und dieses ganze Wiener Leben überhaupt ist. Er blieb zum Glücke unverletzt. Zum Glücke: da klingt das goldene Wiener Herz! Aber es kann ja auch nicht anders sein; was vom Schönpflug kommt, fällt nicht auf die Erde. Was geht, steht; was steht, fällt. Das sind Gefahren. Aber — zum Glück — was fällt, hängt; was hängt, steht; was steht, bleibt; was bleibt, ist ein Dreck. Also eine Individualität. Drei waren zuviel. Man soll das Schicksal nicht versuchen. Es kann einmal schief gehen. Seien wir froh, wenn nur das geschieht, was ich nicht erfinden ~~konnte~~.

*

Ein Jungbrunnen

~~Eine hundertjährige Leserin des „Extrablatt“~~

Illustrirtes Wiener Extrablatt

Eine hundertjährige Leserin des „Extrablatt“.

Frau M.... G... in Schönschitz in Mähren hat kürzlich ihren hundertsten Geburtstag gefeiert. Sie lebt bei ihrer Tochter und erfreut sich einer staunenswerten Rüstigkeit. Frau G... ist die Witwe eines Schneidermeisters mit dem sie 47 Jahre in glücklicher Ehe gelebt und dem sie acht Kinder geschenkt hat, von denen aber nur noch die jüngste Tochter am Leben ist. In ihrem 97. Lebensjahre wurde die Greisin von einem Wagen überfahren und man brachte die Schwerverletzte in das Brünner Krankenhaus. Der Kunst der Aerzte gelang es, die hochbetagte Matrone wieder vollständig herzustellen. Frau G... nimmt das lebhafteste Interesse an allen Vorgängen in der Welt sie ist seit Jahrzehnten eine eifrige Leserin des „Extrablatt“ und wartet täglich mit Ungeduld auf das Eintreffen der neuen Nummer....

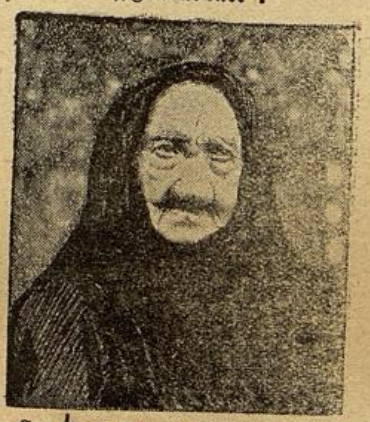
Ja, so sieht sie aus. Durch ein Dickicht von Runzeln dringen Blicke, die das Extrablatt nicht erwarten können. Sie hat sich bewahrt. Es hat sie rüstig erhalten. Hundert Jahre sind in dieses Gesicht gekerbt, aber die Augen sehen ruhig und gottergeben dem Moment entgegen, da das Extrablatt ~~kommt~~ Mit 97 hat sie einen jener Unfälle erlitten, die das Extrablatt interessieren. Aber sie wurde wie durch ein Wunder gerettet, sie lebt und interessiert sich für das Extrablatt weiter. Bis eines Tages die zitternden Hände etwas fassen wollen, Urenkel die Bibel reichen und eine verhauchende Stimme abwehrt: Ex—

* * *

Ein Jungbrunnen

Illustrirtes Wiener Extrablatt

Eine hundertjährige Leserin des „Extrablatt".



Frau [redacted] in Schöllschitz in Mähren hat kürzlich ihren hundertsten Geburtstag gefeiert. Sie lebt bei ihrer Tochter und erfreut sich einer staunenswerten Rüstigkeit. Frau [redacted] ist die Witwe eines Schneidermeisters mit dem sie 47 Jahre in glücklicher Ehe gelebt und dem sie acht Kinder geschenkt hat, von denen aber nur noch die jüngste Tochter am Leben ist. In ihrem 97. Lebensjahre wurde die Greisin von einem Wagen überfahren und man brachte die Schwerverletzte in das Brünner Krankenhaus. Der Kunst der Aerzte gelang es, die hochbetagte Matrone wieder vollständig herzustellen. Frau [redacted] nimmt das lebhafteste Interesse an allen Vorgängen in der Welt. Sie ist seit Jahrzehnten eine eifrige Leserin des „Extrablatt" und wartet täglich mit Ungeduld auf das Eintreffen der neuen Nummer....

Ja, so sieht sie aus. Durch ein Dickicht von Runzeln dringen die Blicke, die das Extrablatt nicht erwarten können. Sie hat sich bewahrt. Es hat sie rüstig erhalten. Hundert Jahre sind in dieses Gesicht gekerbt, aber die Augen sehen ruhig und gottergeben dem Moment entgegen, da das Extrablatt erscheinen wird. Mit 97 hat sie einen jener Unfälle erlitten, die das Extrablatt interessieren. Aber sie wurde wie durch ein Wunder gerettet, sie lebt und interessiert sich für das Extrablatt. Weiter, weiter. Bis eines Tages die zitternden Hände etwas fassen wollen, Urenkel die Bibel reichen und eine verhauchende Stimme abwehrt: Ex—

* * *

Hof- und Parsonalnachrichten.

— Bei der Vorlesung Franz Höbling, über die schon berichtet wurde, hat der Künstler auch die sinnigen Gedichte »Das arme Königskind«, »Das Märchen« und »Verhext« von Herma v. Skoda vorgetragen. — Am Schlusse des letzten Abendgottesdienstes im israelitischen Tempel zu Lemberg hielt Rabbiner Dr. Guttmann eine Predigt, deren Thema er mit dem 65jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers verknüpfte. ~~Der Seelsorger schloß mit einem Gebet für das Wohlergehen des Monarchen, worauf der Tempelchor die Volkshymne sang.~~

* * *

Ein reiner Künstler

Arthur Schnitzlers dreiaktiges Theaterstück »Liebelei«, das bekanntlich auch vertont worden ist, wird bereits im Januar als Film erscheinen. Der Dichter hat für die Vorstellung seines Werkes eine Reihe von Bedingungen gestellt, so z. B. dürfen keine Unterbilder gegeben werden und keine Briefe vorkommen.

* * *

Hof- und Personalnachrichten

— Bei der Vorlesung Franz Höbling, über die schon berichtet wurde, hat der Künstler auch die sinnigen Gedichte »Das arme Königskind«, »Das Märchen« und »Verhext« von Herma v. Skoda vorgetragen. — Am Schlusse des letzten Abendgottesdienstes im israelitischen Tempel zu Lemberg hielt Rabbiner Dr. Guttmann eine Predigt, deren Thema er mit dem 65jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers verknüpfte.

* * *

Ein reiner Künstler

»Arthur Schnitzlers dreiaktiges Theaterstück ‚Liebelei', das bekanntlich auch vertont worden ist, wird bereits im Januar als Film erscheinen. Der Dichter hat für die Vorstellung seines Werkes eine Reihe von Bedingungen gestellt, so z. B. dürfen keine Untertitel gegeben werden und keine Briefe vorkommen.«

* * *

Die Rauchplage

Sie leidet jetzt an Verkehrsbeschwerden. Vielfach wird ihr aber schon geholfen. Es finden sich Fachleute, die ihr etwas vom Gebrauch einer ›feuerfesten Kohle‹ auf den österreichischen Bahnen erzählen, und sie fühlt sich erleichtert. Es drückt sie nichts mehr: sie druckt alles. Wenn's nur den Banalitätston der Leidensgenossenschaft hat. Ihr ist wohl, aber in den Eisenbahnämtern haben sie sich krank gelacht. Sie ist schon ganz angeschwärzt von Ruß und Rauch, über den sich die Einsender beschweren. Aber da sie die Luft in den Kohlenbergwerken vertragen hat, kann ihr auch die Rauchplage nichts anhaben. Sie weiß, daß es feuerfeste Kassen gibt: so traute sie auch der feuerfesten Kohle. Sie wird, wiewohl es ›zur Tradition gehört‹, auf der Fahrt über den Arlberg die Fenster zu öffnen, sie schließen, wenn wieder Verkehrsbeschwerden hereinfliegen. Denn der einzige Ruß, auf den noch Verlaß ist, ist ja doch das bekannte Herrenhausmitglied.

* * *

Das wollen wir uns anschauen, ob ich nicht die Mauer anschauen darf!

›. . . Als er das Lokal verlassen wollte, sei ~~Herr Stiaßny~~ auf ihn zugetreten, habe ihm vorgeworfen, daß er ihn und das Personal sekkiere, daß er **mit dem Rücken gegen hohe Gäste sitze**, und habe ihn schließlich ersucht, ihn nicht mehr mit seinem Besuche im Kaffeehause zu beehren . . . .

. . . . Der Angeklagte bot einen umfangreichen Wahrheitsbeweis in der Richtung an, daß der Kläger als Gast in seinem Kaffeehause durch fortwährende Nörgeleien ohne Rücksicht auf die anderen Gäste, unter denen sich Offiziere nnd höhere Gerichtsfunktionäre befinden, das Personal zur Verzweiflung gebracht und **insbesondere stets mit dem Rücken gegen die Gäste, der Mauer zugekehrt, gesessen sei** . . . .

. . . . Der Zeuge erklärt, daß ihm der Kläger durch drei Monate im Kaffeehause aufgefallen sei. Erstens habe der Kläger immer gebrummt, wenn jemand am Nebentische geraucht habe, dann habe er fortwährend den Kaffee zurückgeschickt und drittens sei er **stets mit dem Rücken gegen die Gäste, der Mauer zugekehrt, gesessen** . . . .‹

Ferne sei es von mir zu bedauern, wenn am Nebentisch geraucht wird. Ich werde auch nicht fortwährend den Kaffee zurückschicken. Ich will nicht nörgeln, nicht sekkieren und das Personal nicht zur Verzweiflung bringen. Ganz still will ich sein und alles ertragen. Aber ich behalte mir erforderlichenfalls vor, ich lasse es mir nicht nehmen, keine Macht kann mich daran hindern, insbesondere stets mit dem Rücken gegen die Gäste, der Mauer zugekehrt, zu sitzen, ~~besonders~~ wenn man mich rechtzeitig darauf aufmerksam macht, daß es hohe Gäste sind, gegen die man nicht mit dem Rücken, der Mauer zugekehrt, sitzen darf.

* * *

Kusch!

Der aufgeregte Hethiter, der die Forderungen der Welt überspannt, um sie zu erfüllen, bellt unaufhörlich die schönsten Titel in die Ereignisse: »Arbeitslust des Herrenhauses vor dem Neujahrstage«, »Starker Eindruck der Sitzung des Herrenhauses in der Öffentlichkeit«, »Wichtige Erklärung des Grafen Stürgkh über den Ex lex im Budget«. Man sollte endlich eine Wasserspritze nehmen und in den Hof des Hauses, in dem wir nicht mehr Ruhe haben, hinunterrufen: »Nein, heute und die folgenden Tage nichts zu handeln!«

* * *

Die Phrase hat recht

Anläßlich des Druckerstreikes wurde beklagt, daß viele Drucksorten nicht geliefert werden konnten, und die Hoffnung ausgesprochen, daß es gelingen werde,

den Verlust sehr wertvoller Tage mit Nachdruck wieder einzubringen.

* * *

Karpath

besitzt, was als punctum saliens nicht oft genug hervorgehoben werden kann, eine Bildung, die ein Rüstzeug ist. Mit Recht ~~setzt~~ er ~~zu der~~ Bemerkung, daß niemand berufener war als Max Kalbeck, die Brahms-Biographie zu schreiben, das Wort ~~hinzu~~: »The right man on the right place!« Noblesse oblige. Er schildert uns, wie Kalbeck sein Standard-Work geschaffen habe, wie dieser klagte, daß er »alle seine Kräfte anspannen müsse, um an den Rand zu kommen«, und daß er »vielleicht nicht in der Lage sein werde, den Schlußpunkt anzubringen«, während, wie erinnerlich, nach desselben Autors Ansicht Schönberg noch lange nicht aufgehört hört hat, ~~den~~ Schlußpunkt ~~hinter~~ sein Schaffen zu ~~setzen~~. Kalbeck ist es aber inzwischen doch gelungen, ja mehr als das, es glückte ihm sogar, »selbst zu dem ernstesten Thema einen Kontrapunkt zu finden«. Was Brahms betrifft, so hat er »an dem öffentlichen Leben teilgenommen, ja mitten drin in diesem gestanden«. Er soll sich »des hohen Wertes bewußt gewesen sein, den ihm ein gütiges Schicksal in der Person Max Kalbecks zugeführt hat«. Ähnlich gehts Kalbeck mit Karpath, das muß sanssouci zugegeben werden. »Ein Mann wie Kalbeck mußte in der Werkstätte eines Johannes Brahms rasch Bescheid wissen.« Ein Mann wie Karpath in der eines Kalbeck. Man kann sagen: ~~Er opfert~~ dem locus genii.

* * *

Kusch!

Der aufgeregte Hethiter, der die Forderungen der Welt überspannt, um sie zu erfüllen, bellt unaufhörlich die schönsten Titel in die Ereignisse: »Arbeitsfleiß zu Weihnachten im Abgeordnetenhause.« »Arbeitslust des Herrenhauses vor dem Neujahrstage.« »Starker Eindruck der Sitzung des Herrenhauses in der Öffentlichkeit.« »Wichtige Erklärung des Grafen Stürgkh über den Ex lex im Budget.« Man sollte endlich eine Wasserspritze nehmen und in den Hof des Hauses, in dem wir nicht mehr Ruhe haben, hinunterrufen: »Nein, heute und die folgenden Tage nichts zu handeln!«

* * *

Die Phrase hat recht

Anläßlich des Druckerstreikes wurde beklagt, daß viele Drucksorten nicht geliefert werden konnten, und die Hoffnung ausgesprochen, daß es gelingen werde,

den Verlust sehr wertvoller Tage mit Nachdruck wieder einzubringen.

* * *

Karpath

besitzt, was als punctum saliens nicht oft genug hervorgehoben werden kann, eine Bildung, die ein Rüstzeug ist. Mit Recht ergänzt er die Bemerkung, daß niemand berufener war als Max Kalbeck, die Brahms-Biographie zu schreiben, durch das Wort: »The right man on the right place!« Noblesse oblige. Er schildert uns, wie Kalbeck sein Werk, ein Standard-Work, geschaffen habe; wie dieser klagte, daß er »alle seine Kräfte anspannen müsse, um an den Rand zu kommen«, und daß er »vielleicht nicht in der Lage sein werde, den Schlußpunkt anzubringen«, während, wie erinnerlich, nach ~~desselben Autors~~ Ansicht Schönberg noch lange nicht aufgehört hat, sein Schaffen mit einem Schlußpunkt zu versehen. Kalbeck ist es aber inzwischen doch gelungen, ja mehr als das, es glückte ihm sogar, »selbst zu dem ernstesten Thema einen Kontrapunkt zu finden«. In statu nascendi. Was Brahms betrifft, so hat er »an dem öffentlichen Leben teilgenommen, ja mitten drin in diesem gestanden«. Er soll sich »des hohen Wertes bewußt gewesen sein, den ihm ein gütiges Schicksal in der Person Max Kalbecks zugeführt hat«. Ähnlich gehts Kalbeck mit Karpath, das muß sanssouci zugegeben werden. »Ein Mann wie Kalbeck mußte in der Werkstätte eines Johannes Brahms rasch Bescheid wissen.« Ein Mann wie Karpath in der eines Kalbeck. Man kann last not least sagen: Karpath opfert dem locus genii.

* * *

Unbegreiflich

». . . . Von Anträgen weiß Beylis zu erzählen, die er nach seiner Freisprechung erhalten hatte und die darauf abzielten, daß er in Kinos und Varietés auftreten sollte. Er hat alle diese Anträge zurückgewiesen. Was ihn dazu bewogen hat, sein persönliches Schicksal nicht in öffentlichen Schaustellungen auszumünzen, darüber kann er sich nicht recht verständlich machen. »Ich wollte nicht«, wiederholt er immer, »ich konnte nicht«, fügt er stirnrunzelnd hinzu . . . .

Ein Verlorener

Hugo v. Hofmannsthal, der Dichter des ‚Jedermann', hat seine Kunst in den Dienst des Films gestellt. Bedarf es noch eines stärkeren Beweises, daß das Kino literarischen Ehrgeiz hat und daß es die Autoren findet, die es braucht, um seinen Ambitionen gerecht zu werden?

O ja, es bedarf noch eines stärkeren Beweises. Denn daß Herr v. Hofmannsthal seine Kunst in einen Dienst und zwar in den des Films gestellt hat, beweist nicht, daß das Kino literarische, sondern Herr v. Hofmannsthal merkantilen Ehrgeiz hat. Da das Werk des Herrn v. Hofmannsthal tief unter dem literarischen Niveau des Kinos steht, dürfte auch dieser Ehrgeiz nicht befriedigt werden. Daß es die Autoren, die es braucht, findet, wird allerdings durch den Fall des Herrn v. Hofmannsthal bewiesen, aber in solchen Fällen zeigt es sich denn auch immer, daß es die Autoren, die es findet, nicht brauchen kann. Man lese, wenn man es nach den Libretti des Herrn v. Hofmannsthal noch nötig hat, eine Jugendliebe zu begraben, die Inhaltsangabe seines Kinodramas »Das fremde Mädchen«. Wenn der Dichter Paul Wilhelm sich entschließen wollte, seinen zähen Idealismus den Ansprüchen des Lebens zu opfern, ein größerer Dreck könnte schwerlich das Ergebnis sein. Dichter, die so etwas können, waren natürlich nie welche, sondern nur ein Lichtspiel der Zeit. Das Entsetzliche ist nicht, daß sie sich enthüllen, sondern daß es heute eine Möglichkeit gibt, mit der mühelosesten Erniedrigung Geld zu verdienen. Frauen, die es von Natur können, werden gesteinigt. Wenn es Frauen der Gesellschaft sind, heißt es nicht, es sei ein Beweis für den sozialen Ehrgeiz der Prostitution, daß sie ihre Schönheit in den Dienst des Strichs gestellt haben. Dichter, die auf den Film gehen, wird nicht einmal eine Enttäuschung nachgetragen.

* * *

Ein Verlorener

»Hugo v. Hofmannsthal, der Dichter des ‚Jedermann', hat seine Kunst in den Dienst des Films gestellt. Bedarf es noch eines stärkeren Beweises, daß das Kino literarischen Ehrgeiz hat und daß es die Autoren findet, die es braucht, um seinen Ambitionen gerecht zu werden?«

O ja, es bedarf noch eines stärkeren Beweises. Denn daß Herr v. Hofmannsthal seine Kunst in einen Dienst gestellt hat und zwar in den des Films, beweist nicht, daß das Kino literarischen, sondern daß Herr v. Hofmannsthal kaufmännischen Ehrgeiz hat. Da das Werk des Herrn v. Hofmannsthal tief unter dem literarischen Niveau des Kinos steht, dürfte auch dieser Ehrgeiz nicht befriedigt werden. Daß das Kino die Autoren, die es braucht, findet, wird allerdings durch den Fall des Herrn v. Hofmannsthal bewiesen, aber in solchen Fällen zeigt es sich dann auch immer, daß das Kino die Autoren, die es findet, nicht brauchen kann. ~~Man~~ lese, ~~wenn man~~ nach den Libretti des Herrn v. Hofmannsthal noch nötig hat, eine Jugendliebe zu begraben, die Inhaltsangabe ~~seines~~ Kinodramas »Das fremde Mädchen«. Wenn der Dichter Paul Wilhelm sich entschließen wollte, seinen zähen Idealismus den Ansprüchen des Lebens zu opfern und seine Kunst in den Dienst des Kinos zu stellen, ein größerer Dreck könnte schwerlich das Ergebnis sein. Dichter, die so etwas können, waren natürlich nie welche, sondern nur ein Lichtspiel der Zeit. Das Entsetzliche ist nicht, daß sie sich enthüllen, sondern daß es heute eine Möglichkeit gibt, mit der mühelosesten Erniedrigung Geld zu verdienen. Frauen, die es von Natur können, werden gesteinigt. Wenn es Frauen der Gesellschaft sind, so heißt es nicht, es sei ein Beweis für den sozialen Ehrgeiz der Prostitution, daß jene ihre Schönheit in den Dienst des Strichs gestellt haben. Dichtern, die auf den Film gehen, wird nicht einmal eine Enttäuschung nachgetragen.

* * *

Aus dem Musterkoffer meiner Visionen

[Bahnbeschwerde.] Wir erhalten folgende Zuschrift: »Ich kam gegen Ende Oktober mit dem Zuge um 3 Uhr 40 Minuten früh zur Station Hölak-Trencsenteplicz, um meine Musterkoffer, welche dort lagen, zu beheben, da ich sie dringend benötigte. Den diensthabenden Packer konnte ich nicht finden, bis mir nach einer Stunde der Portier erklärte, daß der Packer, der allein berechtigt ist, Reisegepäcksstücke auszufolgen, vormittags von 9 bis 10 Uhr dienstlich mit dem Austragen der Frachtenavisi beschäftigt ist. Ich hatte die Absicht, früh meine Koffer zu beheben, um die Zeit geschäftlich in Hölak zu benützen, doch mußte ich unverrichteter Dinge weiterfahren. Solche Fälle können unberechenbaren Schaden verursachen. Siegfried Morgenstern (Brünn), Mitglied des Vereines Reisender Kaufleute Österreich-Ungarns.«

Unverrichteter Dinge von Hölak weiterfahren müssen — nie werde ich vergessen, daß es das gibt. Das Bild prägt sich ein. Wie er herumirrt und sucht, der Herr der Zeit und die Zeit entrinnt. Solche Fälle sind durch einen unberechenbaren Schaden verursacht.

* * *

Das Problem

Ober und unter dem Strich gellt es jetzt anläßlich der Bluttat des Grafen Mielzynski »Töte sie!« — Der jüngere Dumas — ha — Manneswürde — Schnitzler — man will doch nicht der Hopf sein — Bahr verzeiht — oder hat nichts zu verzeihen — und doch! — Problem — Frau hat immer etwas, worüber kein Mann wegkommt — Konflikt in der Seele des Fabrikanten Hofreiter — über den Haufen schießen — Schloß Dakowy-Mokre — hu! — Auernheimer — töte sie oder schreibe wenigstens ein Feuilleton — Der Graf hat bereinigt — in dieser Gräfin Potocka — töte sie oder vergleiche sie mit der andern — muß so etwas wie eine Frau des Claudius gesteckt sein — Der Ehebrecher mißbraucht schamlos die Gastfreundschaft und wir sehen, wie er wie ein trunkener Faun zu ihr taumelt mit zwei m — Der Richter und Henker zugleich — was vorging, wissen wir heute noch nicht, das namenlose Leiden eines Mannes, aber wir werden es erfahren — immerhin, es ist ein zweischneidiges Wort, dieses »Töte sie«, es trifft nicht dich, die, sondern auch den, der. Aber es trifft leider nicht eine Banalität, die Ehre im Leib und Tinte im Geist hat und die innerhalb der Ehe ein Problem sieht, anstatt es dort zu suchen, wo sie begonnen hat, das Leben in ihr Schlafzimmer zu sperren.

* * *

Aus dem Musterkoffer meiner Visionen

[Bahnbeschwerde.] Wir erhalten folgende Zuschrift: Ich kam gegen Ende Oktober mit dem Zuge um 8 Uhr 40 Minuten früh zur Station Hölak-Trencsenteplicz, um meine Musterkoffer, welche dort lagen, zu beheben, da ich sie dringend benötigte. Den diensthabenden Packer konnte ich nicht finden, bis mir nach einer Stunde der Portier erklärte, daß der Packer, der allein berechtigt ist, Reisegepäcksstücke auszufolgen, vormittags von 9 bis 10 Uhr dienstlich mit dem Austragen der Frachtenavisi beschäftigt ist. Ich hatte die Absicht, früh meine Koffer zu beheben, um die Zeit bis zur Abfahrt geschäftlich in Hölak zu benützen, doch mußte ich unverrichteter Dinge weiterfahren. Solche Fälle können unberechenbaren Schaden verursachen. Siegfried Morgenstern (Brünn), Mitglied des Vereines Reisender Kaufleute Österreich-Ungarns.

Unverrichteter Dinge von Hölak weiter müssen — wie werde ich vergessen, daß es das gibt. Solche Fälle sind durch einen unberechenbaren Schaden verursacht. Dies Bild prägt sich ein. Wie er herumirrt und sucht, der Herr der Zeit, und die Zeit entrinnt. Wo ist der Packer?

* * *

Das Problem

Ober und unter dem Strich gellt es jetzt, anläßlich der Bluttat des Grafen Mielzynski, von: »Töte sie!« — der jüngere Dumas — ha! — Manneswürde — Schnitzler — man will doch nicht der Hopf sein — Bahr verzeiht — oder hat nichts zu verzeihen — und doch! — Problem — Konflikt in der Seele des Fabrikanten Hofreiter — über den Haufen schießen — Schloß Dakowy-Mokre — hu! — Auernheimer — töte sie oder schreibe wenigstens ein Feuilleton — Der Graf hat bereinigt — diese Gräfin Potocka — töte sie oder vergleiche sie mit der andern — muß so etwas wie eine Frau des Claudius gesteckt sein — der Ehebrecher mißbraucht schamlos die Gastfreundschaft und wir sehen, wie er wie ein trunkener Faun zu ihr taumelt mit zwei m — der Graf Richter und Henker zugleich — wenn du mir folgst, töte sie = was vorherging, wissen wir heute noch nicht (— das namenlose Leiden eines Mannes —) aber wir werden es erfahren — immerhin, es ist ein zweischneidiges Wort, dieses »Töte sie«, es trifft nicht nur die, die, sondern auch den, der — — — Aber es trifft leider nicht eine Banalität, die Ehre im Leib und Tinte im Geist hat. Die innerhalb der Ehe ein Problem sieht, anstatt es dort zu suchen, wo sie angefangen hat, das Leben in ihr Schlafzimmer zu sperren. Und die nicht ahnt, daß die Frau ~~immer etwas hat und immer etwas~~ ist, worüber kein Mann wegkommt. Ha!

* * *

Glossen

Ich habe ihn gefunden

der so aussieht, wie jener, bei dessen Zeugung Musik von Lehar gemacht wurde und die Eltern sich eine Dichtung von Stein und Bodanszky vorlasen. // Wie jener Muttermensch, der das letzte Produkt dieser poetisch angewandelten Erde ist, über der die Fixsterne als Komnis walten! Ich habe ihn gefunden, der so aussieht, wie alle beim großen Ausverkauf aussehen werden. Ich habe ihn gefunden! Er ist gut gebaut, warum nicht recht hat er, er will sein Glück machen, bittsie ein junger Mann, er will — doch hören wir ihn selbst:

Ich suche ein Mädel, ein
fesches,
So was liebes, kluges, resches,
Das in Stunden der Trauer mitfühlt,
Und in tiefem Witz sprüht.
Dann verlange ich Mitgift auch
Von 500.000 Kronen,
Weil dies bei uns ist Brauch.
Trifft's zu, dann schreibe sie ein
Brieflein klein
Und lege auch ihr Bildchen ein,
Das ich ihr baldigst retournier',
Weil ich bin Ehrenmann — Reserveoffizier.
Einkommen hätt' ich, das ist klar,
Von 80.000 Kronen im Jahr.
Auch bin ich Jude — das ist wahr,
Doch freidenkend ganz und gar.
Nun paßt's? Ich bitte sehr,
Unter »Mädel, was willst du noch mehr
Nr. 78081« an die Exped.

Er sucht, und ich habe ihn gefunden. Ich glaube nicht, daß in diesem Jahr die Glockenblumen blühen werden. Darum: könnte ich, wie ich wollte, wäre ich Herodes im Staat, so würde ich den Kerl bei der nächsten Volkstheaterpremiere suchen lassen. Ich weiß, er ist eine gute Partie; aber ich gehe aufs Ganze. Und ließe ihn tanzen vor mir wie Salome und für jede Mille, die er verlangt, ließe ich ihn quitschen und geböte den Firmenschefs, daß sie die Schilder über ihn senkten: »Man erschlage diesen Freidenker!« Weil dies bei mir ist Brauch. Weil er ist Ehrenmann — Reserveoffizier. Nun paßt's? Ich bitte sehr. Die Bude will sich vermehren? Strychnin für eure Mitgift!

* * *

Kulturplaudetei

Nichts von den üppig ausschweifenden Vermutungen ist eingetroffen. Kein Wahnsinniger hat sein Messer gegen dieses Denkmal der Schönheit gerichtet, kein amerikanischer Milliardär es im stillen Kämmerlein als kunstfanatischer Sonderling aufgehängt . . .

Das stille Kämmerleie eines amerikanischen Milliardärs dürfte, auch wenn es nicht die Monna Lisa birgt, eine Sehenswürdigkeit sein. Dagegen scheinen bei uns in der alten Welt viele Sitten zu bestehen, die auch merkwürdig sind:

Gar nichts besonderes ist geschehen. Ein Dieb, ein ganz gewöhnlicher Dieb, der sich ein Stück Geld verdienen wollte . . . . hat die »Gioconda« gemütlich von der Wand genommen . . . . Ohne Schwierigkeit, wie man etwa einen Nippesgegenstand vom Tisch eines verlassenen Zimmers wegträgt. Niemand hat ihn dabei gestört, und man kann nur froh sein [. . . Jedenfalls reizt die Tatsache, daß man unsere Wiener Hofmuseen nicht einmal mit einer kleinen Aktentasche betreten darf . . . . zu allerhand Vergleichen und Perspektiven.

* * *

STADTBIBLIOTHEK

Glossen

Ich habe ihn gefunden

der so aussieht, wie jener, bei dessen Zeugung Musik von Lehar gemacht wurde und die Eltern sich eine Dichtung von Stein und Bodanzky vorlasen. Wie der muntere Ladenschwengel, der direkt dem Schoß der Opperette als Lebensfigur entsprungen ist. Wie jener Mustermensch, der das letzte Produkt dieser poetisch angehauchten Erde ist, über der die Fixsterne als Kommis walten und die Kometen als Reisende. Ich habe ihn gefunden, der so aussieht, wie alle beim großen Ausverkauf aussehen werden. Ich habe ihn gefunden! Er ist gut gelaunt, warum nicht recht hat er, er will sein Glück machen, bittsie ein junger Mann, er sucht — doch hören wir ihn selbst:

Ich suche ein Mädel, ein fesches,
So was liebes, kluges, resches,
Das in Stunden der Trauer mitfühlt,
Und in tollem Witz sprüht.
Dann verlange ich Mitgift auch
Von 500.000 Kronen,
Weil dies bei uns ist Brauch.
Trifft's zu, dann schreibe sie ein
Brieflein klein
Und lege auch ihr Bildchen ein,
Das ich ihr baldigst retournier',
Weil ich bin Ehrenmann — Reserveoffizier.
Einkommen hätt' ich, das ist klar,
Von 80.000 Kronen im Jahr.
Auch bin ich Jude — das ist wahr,
Doch freidenkend ganz und gar.
Nun paßt's? Ich bitte sehr!
Unter »Mädel, was willst du noch mehr
Nr. 78081« an die Exped.

Er sucht, und ich habe ihn gefunden. Ich glaube nicht, daß in diesem Jahr die Glockenblumen blühen werden. Darum: könnte ich, wie ich wollte, wäre ich Herodes im Staat, so würde ich den Kerl bei der nächsten Volkstheaterpremiere suchen lassen. Ich weiß, er ist eine gute Partie; aber ich gehe aufs Ganze. Und ließe ihn tanzen vor mir wie Salome und für jede Mille, die er verlangt, ließe ich ihn peitschen und geböte den Firmenschefs, daß sie die Schilder über ihn senkten: »Man erschlage diesen Freidenker!« Weil dies bei mir ist Brauch. Weil er ist Ehrenmann — Reserveoffizier. Nun paßt's? Ich bitte sehr. Die Brut will sich vermehren? Strychnin für eure Mitgift!

* * *

Kulturplaudetei

Nichts von den üppig ausschweifenden Vermutungen ist eingetroffen. Kein Wahnsinniger hat sein Messer gegen dieses Denkmal der Schönheit gerichtet, kein amerikanischer Milliardär es im stillen Kämmerlein als kunstfanatischer Sonderling aufgehängt . . .

Das stille Kämmerlein eines amerikanischen Milliardärs dürfte, auch wenn es nicht die Mona Lisa birgt, eine Sehenswürdigkeit sein. Dagegen scheinen bei uns in der alten Welt wieder Sitten zu bestehen, die auch merkwürdig sind:

Gar nichts Besonderes ist geschehen. Ein Dieb, ein ganz gewöhnlicher Dieb, der sich ein Stück Geld verdienen wollte . . . hat die »Gioconda« gemütlich von der Wand genommen . . ohne Schwierigkeit, wie man etwa einen Nippesgegenstand vom Tisch eines verlassenen Zimmers wegträgt. Niemand hat ihn dabei gestört, und man kann nur froh sein, daß . . . Jedenfalls reizt die Tatsache, daß man unsere Wiener Hofmuseen nicht einmal mit einer kleinen Aktentasche betreten darf . . zu allerhand Vergleichen und Perspektiven.

* * *

Ich weiß nicht, ob es schon irgendwie erwähnt wurde: Im Anhang des bekannten Kunstwerkes »Die meschuggene Ente« von Felix Schloemp (1909 hat der Verlag Georg Müller) — jener, der Strindberg, Wedekind, Glücksmann und Paul Wilhelm ediert — »Urteile über Karlchen« erscheinen lassen. Karlchen ist niemand anderer als Ettlinger (Karlchen). Die Urteile über Karlchen (Ettlinger) lauten:

»Die Fackel«: »Köstliche Perlen des Humors«.
»Neue Freie Presse«: »Ein witziger Kopf; harmlos ungeniert, doch immer wirksam«.

Daß er ein witziger Kopf, harmlos ungeniert und immer wirksam ist, beweist er eben wieder ~~in~~ dieser köstlichen Perle des Humors. Ein Rechtsmittel dagegen gibt es leider nicht. Die Herren Karlchen und Müller können sich darauf berufen, daß die Fackel, die, welche in Frankfurt erscheint, wirklich gesagt hat, jener ~~bietet~~ köstliche Perlen des Humors. Überdies ist es wirklich nur ein Zufall, daß die in Wien erscheinende es nicht auch schon gesagt hat. Denn es gibt kaum ein Geräusch, das sie nicht schon nachgemacht hätte und jeweils so ohne allen Kommentar, daß die im Geräusch lebende Mittelmäßigkeit glauben mußte, es sei die Sprache der Fackel. Ganz gut könnte ich dem Herrn Karlchen köstliche Perlen des Humors nachrühmen; wer denn soll sie haben, wenn nicht er? Die Leser glauben gern, daß es ein Zitat aus dieser Fackel ist und der immer wirksame erreicht mit dieser Zusammenstellung zweierlei: einen Witz und eine Reklame. Die Frankfurter Plage aber werde ich nicht mehr los. Ausschnitte, auf denen Ehebruchsgeschichten der Fackel entnommen ~~ist~~, werden mir nach wie vor ins Haus geschickt, Rechtsschutz gibts nicht, weil das deutsche Sprachgebiet, in dem sich die Schweinerei begibt, auf zwei Staaten aufgeteilt ist. Erklärungen sind aussichtlos, weil sie am dicken Fell der deutschen Schriftleiter und an der Mechanik ~~des~~ Betriebs abprallen. Es bleibt nichts übrig als vor dem eigenen Leserkreis immer wieder festzustellen, was alles passiert und zu zeigen, was ~~passieren~~ kann. Daß der Verbreiter von Frankfurter Ehebruchsgeschichten bewußt und absichtlich sich den Namen der Fackel beigebogen hat, ist beweisbar. Er hat, als seine Drucksorte noch »Die Sonne« hieß, mir eine Einsendung gemacht, die jetzt bei Sichtung des Briefmaterials gefunden wurde. Da er keine Antwort erhielt, entschloß er sich kurzerhand, selbst die Fackel herauszugeben. Wahrscheinlich hatte sich auch die Sonne geweigert, künftig in Frankfurt zu erscheinen. Die paar Menschen draußen, die um den Unterschied wissen, der unter gleichem Namen in der Welt vorkommt, werden mir gern glauben, daß meine Nerven schon lange jedes Ärgernis empfunden haben, ehe meiner Feder ~~die~~ Bereinigung möglich ist. Verloren geht nichts. Man ist jetzt hoffentlich davon überzeugt, daß ich — Humoristen sind so — ein viel zu neidiger Charakter bin, um dem Kollegen Karlchen Perlen des Humors zu gönnen, und daß ich sie — negativ wie ich bin — lieber vor die deutschen Säue werfe, vor die sie gehören.

Ich weiß nicht, ob es schon irgendwie erwähnt wurde: Im Anhang des bekannten Kunstwerkes »Die meschuggene Ente« von Felix Schloemp ,hat der Verlag Georg Müller 1909 — jener, der Strindberg, Wedekind, Glücksmann und Paul Wilhelm ediert — »Urteile über Karlchen« erscheinen lassen. Karlchen ist niemand anderer als Ettlinger (Karlchen). Die Urteile über Karlchen (Ettlinger) lauten:

»Die Fackel«: »Köstliche Perlen des Humors«.

»Neue Freie Presse«: »Ein witziger Kopf; harmlos ungeniert, doch immer wirksam«.

Daß er ein witziger Kopf, harmlos ungeniert und immer wirksam ist, beweist er eben wieder mit dieser köstlichen Perle des Humors. Ein Rechtsmittel dagegen gibt es leider nicht. Die Herren Karlchen und Müller können sich darauf berufen, daß die Fackel, die, welche in Frankfurt erscheint, wirklich gesagt hat, jener habe köstliche Perlen des Humors. Überdies ist es wirklich nur ein Zufall, daß die in Wien erscheinende es nicht auch schon gesagt hat. Denn es gibt kaum ein Geräusch, das sie nicht schon nachgemacht hätte und jeweils so ohne allen Kommentar, daß die im Geräusch lebende Mittelmäßigkeit glauben mußte, es sei die Sprache der Fackel. Ganz gut könnte ich dem Herrn Karlchen köstliche Perlen des Humors nachrühmen; wer denn soll sie haben, wenn nicht er? Die Leser glauben gern, daß es ein Zitat aus dieser Fackel ist und der immer wirksame Witzkopf erreicht mit der Zusammenstellung zweierlei: einen Witz und eine Wirkung. Die Frankfurter Plage aber werde ich nicht mehr los. Ausschnitte, auf denen Ehebruchsgeschichten der Fackel entnommen sind, werden mir nach wie vor ins Haus geschickt. Rechtsschutz gibt es nicht, weil das deutsche Sprachgebiet, in dem sich die Schweinerei begibt, auf zwei verschiedene Staaten aufgeteilt ist. Erklärungen sind aussichtlos, weil sie an dem dicken Fell der deutschen Schriftleiter und an der Mechanik ihres Betriebes abprallen. Es bleibt nichts übrig, als vor dem eigenen Leserkreis immer wieder festzustellen, was alles vorkommt und zu zeigen, was vorkommen kann. Daß der Verbreiter von Frankfurter Ehebruchsgeschichten bewußt und absichtlich sich den Namen der Fackel beigebogen hat, ist beweisbar. Er hat, als seine Drucksorte noch ‚Die Sonne' hieß, mir eine Einsendung gemacht, die jetzt bei Sichtung des Briefmaterials gefunden wurde. Da er keine Antwort erhielt, entschloß er sich kurzerhand, selbst die Fackel herauszugeben. Wahrscheinlich hatte sich auch die Sonne geweigert, künftig in Frankfurt zu erscheinen. Die paar Menschen draußen, die um den Unterschied wissen, der unter gleichem Namen ~~in der Welt~~ vorkommt, werden mir gern glauben, daß meine Nerven schon lange jedes Ärgernis empfunden haben, ehe meiner Feder jede Bereinigung möglich ist. Verloren geht nichts. Man ist jetzt hoffentlich davon überzeugt, daß ich — Humoristen sind so — ein viel zu neidiger Charakter bin, um dem Kollegen Karlchen Perlen des Humors zu gönnen, und daß ich sie — negativ wie ich bin — lieber vor die deutschen Säue werfe, vor die sie gehören.

Ich weiß nicht, ob es schon irgendwie erwähnt wurde: Im Anhang des bekannten Kunstwerkes »Die meschuggene Ente« von Felix Schloemp hat der Verlag Georg Müller 1909 — jener, der Strindberg, Wedekind, Glücksmann und Paul Wilhelm ediert — »Urteile über Karlchen« erscheinen lassen. Karlchen ist niemand anderer als Ettlinger (Karlchen). Die Urteile über Karlchen (Ettlinger) lauten:

»Die Fackel«: »Köstliche Perlen des Humors«.

»Neue Freie Presse«: »Ein witziger Kopf; harmlos ungeniert, doch immer wirksam«.

Daß er ein witziger Kopf ist, harmlos ungeniert und immer wirksam, beweist er eben wieder mit dieser köstlichen Perle des Humors. Ein Rechtsmittel dagegen gibt es leider nicht. Die Herren Karlchen und Müller können sich darauf berufen, daß die Fackel, die, welche in Frankfurt erscheint, wirklich gesagt hat, jener habe köstliche Perlen des Humors. Überdies ist es wirklich nur ein Zufall, daß die in Wien erscheinende es nicht auch schon gesagt hat. Denn es gibt kaum ein Geräusch, das sie nicht schon nachgemacht hätte und jeweils so ohne allen Kommentar, daß die im Geräusch lebende Mittelmäßigkeit glauben mußte, es sei die Sprache der Fackel. Ganz gut könnte ich dem Herrn Karlchen köstliche Perlen des Humors nachrühmen; wer denn soll sie haben, wenn nicht er? Die Leser mögen gern glauben, daß es ein Zitat aus dieser Fackel ist, und der immer wirksame Witzkopf erreicht mit der Zusammenstellung zweierlei: einen Witz und eine Wirkung. Die Frankfurter Plage aber werde ich nicht mehr los. Ausschnitte, auf denen Ehebruchsgeschichten der Fackel entnommen sind, werden mir nach wie vor ins Haus geschickt. Rechtsschutz gibts nicht, weil das deutsche Sprachgebiet, in dem sich die Schweinerei begibt, auf zwei verschiedene Staaten aufgeteilt ist. Erklärungen sind aussichtlos, weil sie an dem dicken Fell der deutschen Schriftleiter und an der Mechanik ihrer Betriebe abprallen. Es bleibt nichts übrig, als vor dem eigenen Leserkreis immer wieder festzustellen, was alles vorkommt, und zu zeigen, was vorkommen kann. Daß der Verbreiter von Frankfurter Ehebruchsgeschichten bewußt und absichtlich sich den Namen ‚Die Fackel' beigebogen hat, ist beweisbar. Er hat, als seine Drucksorte noch ‚Die Sonne' hieß, mir eine Einsendung gemacht, die jetzt bei Sichtung des Briefmaterials gefunden wurde. Da er von der Fackel keine Antwort erhielt, entschloß er sich kurzerhand, selbst die Fackel herauszugeben. Wahrscheinlich hatte sich auch die andere Sonne geweigert, künftig in Frankfurt zu erscheinen. Die paar Menschen draußen, die um den Unterschied wissen, der unter gleichem Namen im Kosmos vorkommt, werden mir gern glauben, daß meine Nerven schon lange jedes Ärgernis empfunden haben, ehe meiner Feder jede Bereinigung möglich ist. Verloren geht nichts. Man ist jetzt hoffentlich davon überzeugt, daß ich — Humoristen sind so — ein viel zu neidiger Charakter bin, um dem Kollegen Karlchen Perlen des Humors zu gönnen, und daß ich sie — negativ wie ich bin — lieber vor die deutschen Säue werfe, vor die sie gehören.

. . . . — mit einer zeichnerischen Genialität hingetupft, daß man sich gefangen gibt und nun über das folgende gar nicht einmal staunt, sondern mit leckermäuligem Behagen schlürft und Schalen hinhält, damit ja kein Tropfen verloren gehe . . . .

Wer ist denn der Süße? Ein Zeichner, der tupft und dem man sich deshalb gefangen gibt? Ein Konditor? Eine Kuh? Nein, ein Kühtreiber, der unter dem ~~entzückenden~~ Pseudonym Paris v. Gütersloh einen Roman geschrieben hat. Alles schlürft, weil der Herr Bahr, diese alte Schlürferin, ~~behauptet~~ hat, es sei süß. Ich weiß aber, daß es bitter ist. Die Schalen wollen oft, daß kein Tropfen verloren gehe, darum halten die Tropfe die Schalen hin. Ich hab einmal von dem Herrn einen Essay geschlürft, in dem war nur ein Satz genießbar, und der war von mir. Ich bin also nicht kompetent. Aber man reize mich nicht. Tropfe aufzufangen. Von dem Roman habe ich nur gehört, daß darin das Wort »Transsubstantion« vor. Es dürfte sich um ~~die~~ neueste ~~Roman~~kunst handeln, die Fremdworte nur so hintupft. Der Meister soll sich aber tatsächlich auch als Zeichner hervortun. Nach Kokoschka blüht jetzt dies unbefugte Doppelleben. Ich höre, daß auch der Oppenheimer schon schreibt, und glaube, daß es Umstände gibt, unter denen die Seligmänner, die ja sonst nichts haben, recht haben. Es wird dereinst das furchtbare Stigma der Quallenperiode sein, daß die Seligmänner recht hatten. Und ich gehe weiter im Zugeständnis. Den Persönlichkeiten, sage ich, geschieht recht, daß sie von den Seligmännern nicht erkannt und nicht unterschieden wurden. Sie hatten die Schuld, in dieser Periode auf die Welt zu kommen, und das kann ihnen ~~wohl~~ mehr schaden als die Seligmänner. An dem Unflat, der sich jetzt in den Geistessümpfen der großen Verkehrszentren an ihre Füße hängt, leiden sie mehr als an der Verwechslung.

* * *

. . . . — mit einer zeichnerischen Genialität hingetupft, daß man sich gefangen gibt und nun über das folgende gar nicht einmal staunt, sondern mit leckermäuligem Behagen schlürft und Schalen hinhält, damit ja kein Tropfen verloren gehe . . . .

Wer ist denn der Süße? Ein Zeichner, der tupft und dem man sich deshalb gefangen gibt? Ein Konditor? Eine Kuh? Nein, ein Kühtreiber, der unter dem delikaten Pseudonym Paris v. Gütersloh einen Roman geschrieben hat. Alles schlürft, weil der Herr Bahr, diese alte Schlürferin, gesagt hat, es sei süß. Ich weiß aber, daß es bitter ist. Die Schalen wollen oft, daß kein Tropfen verloren gehe, darum halten oft die Tropfen die Schalen hin. Ich hab einmal von dem Herrn einen Essay geschlürft, in dem war nur ein Satz genießbar, und der war von mir. Ich bin also nicht kompetent. Aber man reize mich nicht, Tropfen aufzufangen. Von dem Roman habe ich nur gehört, daß darin das Wort »Transsubstantion« vorkommt. Es dürfte sich um jene neueste Nervenkunst handeln, die Fremdworte nur so hintupft. Der Meister soll sich aber tatsächlich auch als Zeichner hervortun. Nach Kokoschka blüht jetzt dies unbefugte Doppelleben. Ich höre, daß auch der Oppenheimer schon schreibt, und glaube, daß es Umstände gibt, unter denen die Seligmänner, die ja sonst nichts haben, recht haben. Es wird dereinst das furchtbare Stigma der Quallenperiode sein, daß die Seligmänner recht hatten. Und ich gehe weiter im Zugeständnis. Den Persönlichkeiten, sage ich, geschieht recht, daß sie von den Seligmännern nicht erkannt und nicht unterschieden wurden. Sie hatten die Schuld, in dieser Periode auf die Welt zu kommen, und das kann ihnen mehr schaden als die Seligmänner schaden können. An dem Unflat, der sich jetzt in den Geistessümpfen der großen Verkehrszentren an ihre Füße hängt, leiden sie mehr als an der Verwechslung.

* * *

In Frankfurt ist gottlob das Heine-Denkmal enthüllt worden. Selbstredend sinnig und stimmungsvoll. Nun wird Ruh sein.

Paul Fulda, ein Bruder des Dichters Ludwig Fulda, feierte bei der heutigen Denkmalenthüllung namens der Freien Literarischen Gesellschaft den Dichter Heine.

Wie, es gibt deren zwei? Das ist praktisch, aber es wäre mehr im Sinne Heines gewesen, wenn der Ludwig Fulda gesprochen hätte.

* * *

In Frankfurt ist gottlob das Heine-Denkmal enthüllt worden. Selbstredend sinnig und stimmungsvoll. Nun wird Ruh sein.

Paul Fulda, ein Bruder des Dichters Ludwig Fulda, feierte bei der heutigen Denkmalenthüllung namens der Freien Literarischen Gesellschaft den Dichter Heine.

Wie, es gibt deren zwei? Das ist praktisch, aber es wäre mehr im Sinne Heines gewesen, wenn der Ludwig Fulda selbst gesprochen hätte.

* * *

Nachgetragen wird, daß der ‚Brenner' in den Heften 18, 19 und 20 (Mitte Juni, Anfang und Mitte Juli 1913) eine bisher nur auf dem Umschlag der Fackel erwähnte »Rundfrage über Karl Kraus« veranstaltet hat. Die drei Antwortgruppen enthielten — außer Vor- und Nachwort des Herausgebers Ludwig von Ficker — Äußerungen von:

Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel (Verse), Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl (Verse), Otto Stoess, Adolf Loos, Dr. S. Friedlaender, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, Professor L. E. Tesar, Univ.-Prof. Dr. Walter Otto, Karl Borromäus Heinrich, Harl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, Dr. Lanz von Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Stefan Zweig / Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Univ.-Prof. Marcel Ray, Willy Haas, Prof. Otto Rommel / Franz Werfel, Oskar Kokoschka.

Wenn eine Zeitschrift die Berechtigung hatte, eine solche Rundfrage zu veranstalten, so war es der ‚Brenner'. Denn diese Berechtigung ist einigermaßen verknüpft mit der Daseinsberechtigung. Und wenn heute, vor den Gefahren des Abstands zwischen Produkten und Charakteren, eine Revue noch möglich ist, indem sie durch die ~~Persönlichkeit~~ des Leiters einige Gewähr dafür bietet, daß sein Blick über den Scheinwert des Beitrags hinausdringe, so ist der ‚Brenner' die einzige Revue, die mehr ist als ein Ensemble, das der Zufall ~~einberuft~~, und etwas anderes als ein Gebilde aus Literaturpolitik, Verlagsinteressen, Hysterie und Druckfehlern. Die Voraussetzungen der Reinlichkeit waren gegeben, wenn es die Frage gilt, ob ich mir diese Enquete »gefallen lassen« soll oder nicht. Die äußere Legitimation des ‚Brenner' war durch den Anlaß erbracht: ein inzwischen in München selbst erledigter Sudler, der um Freikarten für den vom ‚Brenner' veranstalteten Münchener Vortrag gebeten hatte, war mit dem Vorsatz in den Saal gekommen, eine Gemeinheit zu ~~begehen~~. Und je schäbiger der feindliche Anlaß war, umso besser schien er geeignet. Gegenüber einem im Format oder im äußern Ansehen größeren ~~Gegner~~ hatte der Brenner vorher die gleiche Bereitschaft gezeigt, aber auf meine Bitte nicht betätigt, weil hier der Ausdruck ehrlichsten Ekels doch das Odium der Hilfeleistung gehabt hätte. Mit den Gegnern werde ich selbst fertig; dort, wo sie im Ausmaß der Winzigkeit typisch werden für die Möglichkeiten dieser Epoche und durchaus die Zeit im Bild halten, kann ich mitfühlenden Freunden die Betrachtung und also Einmischung nicht verwehren. Dem Plan einer Enquete, bei der mir selbst wichtiger als die Stimmen derer, die ~~[illegible]~~, das Schweigen der andern ist, mußte ich gerade in diesem Falle nicht widersprechen.

Daß nichts als die Hoffnung auf eine ausbrechende ›Feigheitsepidemie‹ für meine Zustimmung maßgebend war, ist aus dem Telegramm zu beweisen, in welchem ich die ~~sondet~~liche ~~Aktion~~ ›als Hilfe für mich ablehnte‹, aber ›als Gelegenheit, die Leute in Verlegenheit zu bringen‹, willkommen hieß. Es ist ja eine Schlechtigkeit, aber ich schwärme für Deklarierung unausgesprochener ~~Zuneig~~ungen durch Nichtsprechen. Da ich zustimmen oder ablehnen sollte, behaupte ich ~~hi~~ nichts dagegen zu haben. Der Menschlichkeit trug ich Rechnung durch ~~die~~ ~~Wortes~~ ›Namen könnte ich nicht nennen, da ich niemanden ins Unglück stürzen will.‹ Wie mir bekannt ist, hat der ‚Brenner' bei der Wahl der zu Fragenden die äußerste Rücksicht auf schon vorhandene wirtschaftliche Zusammenhänge genommen, dagegen sich nicht bemüssigt gesehen, Empfindlichkeiten zu schonen. Das ~~Ergebnis~~ der Nicht-Antworten zu publizieren, wäre mir eine weit wichtigere Aufgabe, ist aber, da sich doch in manchen Fällen wohl ein Verdacht, aber kein Beweis ergäbe und der Schweigegrund nicht immer in der Gesinnung liegen muß, leider untunlich. Daß von den Brüdern Mann nur einer vertreten ist und dieser mit einer Anmerkung, die sich vor jeder Selbsttäuschung bewahrt, macht nichts. Thomas weiß ~~nur~~ eine ~~Grenze~~ zwischen ›Kultur und Kunst, Geist und Leben‹ und ist mit diesem Vorbehalt sehr für mich. Er spricht von dem Eindruck des Münchner Abends. Heinrich, der auch dabei war, ist durch sein Preisrichteramt bei eben jener Zeitschrift, die die Gemeinheit verübt hat — er soll entscheiden, wer erraten hat, wer der Mörder ist —, verhindert, ~~etwas~~ über mich zu sagen. Seine Absenz ist entschuldigt, und Hamlet, der auch darüber nachdenkt, wer der Mörder ist, mag sein Amt, die Welt einzurichten, weiter besorgen, ohne die Textkorrektur: Schwachheit, dein Name ist Mann! . . . In den Antworten ist viel ~~Begeisterung~~ und manches Urteil, viel Klischeehaftes und einige Echtheit zusammengetragen, und außerdem etwas von Herrn Stefan Zweig. In diesem Fall wäre Vorsicht wirklich der Tapferkeit besseres Teil gewesen und Schweigen der größere Mut. Herr Zweig beeilte sich aber zu reden und wußte, ehe er sich zur Anmerkung drehte, mir nichts Ärgeres anzutun, als daß er mich mit sich verwechselte.

Diese Gefolgstaft, die sich gleichsam über ihn hinweg amüsiert, einen Spott, den kaum er, keineswegs aber sie ein Recht hat, an produktiven Persönlichkeiten zu üben, gierig aufnimmt — diese Wirkung seines Wesens ist mir wie nur möglich antipathisch und er an diesem Publikum schuldtragend, weil er sie, statt als Mißverständnis seiner inneren Absicht zu verachten oder als Nebenwirkung geringzuschätzen, immer wieder von neuem sucht und als Beweis gelten läßt, das nur gegen ihn sprechen würde. Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind Argumente eines Otto Ernst, nicht die eines Künstlers, der auch da vom Ruhm doch den seltensten und kostbarsten will: den einsamen, der im Gegenwärtigen noch keine Stimme hat und nur unterirdisch gährende Gewalt .... seine künstlerische Intensität, die ich so sehr schätze, als es meiner Natur möglich ist, Lebensmanifestationen zu werten, die nicht im letzten einem Enthusiasmus und einer Steigerung der Freude dienen, also nur mit dem Kunstintellekt, nicht aber mit Innersten und mir Entscheidenden meines Wesens.

Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind Argumente für einen Otto Ernst, nicht für einen Künstler: wenn Herr Zweig das gesagt hätte, so hätte er die Argumente des Publikums getroffen und ~~sein~~ Mißverständnis über mich. Er meint aber, es seien meine Argumente. Das ist recht trostlos. Es könnte nur von einem aus dirsem Publikum gedacht werden, der die Kritik-Zitate in der Fackel sieht und den Text, den ich dazu schreibe, nicht versteht. Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind gewiß Argumente eines Otto Ernst und eines Stefan Zweig, wenn sie diesem auch versagt sind und wenngleich er infolgedessen Bescheid davon weiß, daß der Künstler den einsamen Ruhm und die unterirdische Gewalt vorziehen muß. Der einsame Zweig weiß es, ich im lauten Saal von Bielitz erlebe es nur. Ich weiß nicht einmal, woher der Herr Zweig, der über die ~~Ewigkeit~~ so gut informiert ist, weiß, daß ich mir auf die Erfolge etwas zu Gute tue, die ihm und ~~seinesgleichen~~ die Welt der Verbindungen vorenthält; woher er weiß, daß ich hohe Auflagen habe oder erstrebe und auf die jubelnden Säle hinweise und damit gar ein Argument für meinen künstlerischen Wert ausspielen will. Was kann ich für diese Informationen? Herr Zweig muß nicht verstehen, warum ich mich gegen die Erfolge meiner Vorlesungen nicht wehre. Er darf ihre Tatsache zu der Flucht vor dem Erfolg, die ich vor fünfzehn Jahren angetreten habe und bis zu Überschreitungen der Notwehr gegen ~~die Wirkung~~ führe, staunend in Kontrast bringen. Die Briefe des Verlages der Fackel werden einmal beweisen, daß noch nie das gedruckte Wort mit größerem administrativen Eifer dem Publikum entzogen wurde. Herr Zweig muß weder diese Erscheinung begreifen noch ihren scheinbaren Gegensatz zu der Lust, persönlich vor das Publikum zu treten. Aber er sollte nicht nicht lügen, und es nicht erlaubt sein, daß die ästhetisch gewandeten Reste der Tuchbranche, die vergebens eine Brauchbarkeit im ~~neuen~~ Betrieb angestrebt haben, ausgerechnet mir ihre feine Sehnsucht als Vorbild empfehlen. Muster ohne Wert!

Nachgetragen wird, daß der ‚Brenner' in den Heften 18, 19 und 20 (Mitte Juni, Anfang und Mitte Juli 1913) eine bisher nur auf dem Umschlag der Fackel erwähnte »Rundfrage über Karl Kraus« veranstaltet hat. Die drei Antwortgruppen enthielten — außer Vor- und Nachwort des Herausgebers Ludwig von Ficker — Äußerungen von:

Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel (Verse), Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl (Verse), Otto Stoessl, Adolf Loos, Dr. S. Friedlaender, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, ~~Professor~~ L. E. Tesar, Univ.-Prof. Dr. Walter Otto, Karl Borromäus Heinrich, Harl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, Dr. Lanz von Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Stefan Zweig / Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Univ.-Prof. Marcel Ray, Willy Haas, Prof. Otto Rommel / Franz Werfel, Oskar Kokoschka.

Wenn eine Zeitschrift die Berechtigung hatte, eine solche Rundfrage zu veranstalten, so war es der ‚Brenner'. Denn diese Berechtigung ist einigermaßen verknüpft mit der Daseinsberechtigung. Und wenn heute, vor den Gefahren des Abstands zwischen Produkten und Charakteren, eine Revue noch möglich ist, indem sie durch die Männlichkeit des Leiters einige Gewähr dafür bietet, daß sein Blick über den Scheinwert des Beitrags hinausdringe, so ist der ‚Brenner' die einzige Revue, die mehr ist als ein Ensemble, das der Zufall versammelt, und etwas anderes als ein Gebilde aus Literaturpolitik, Verlagsinteressen, Hysterie und Druckfehlern. Die Voraussetzungen der Reinlichkeit waren gegeben, wenn es die Frage galt, ob ich mir diese ~~Enquete~~ »gefallen lassen« solle oder nicht. Die äußere Legitimation des ‚Brenner' war durch den Anlaß erbracht: ein inzwischen in München selbst erledigter Sudler, der um Freikarten für den vom ‚Brenner' veranstalteten Münchener Vortrag gebeten hatte, war mit dem Vorsatz in den Saal gekommen, eine Gemeinheit zu verüben. Und je schäbiger der feindliche Anlaß war, umso besser schien er geeignet. Gegenüber einer im Format oder im äußern Ansehen größeren Qualle hatte der ‚Brenner' vorher die gleiche Bereitschaft gezeigt, aber auf meine Bitte nicht betätigt, weil hier der Ausdruck ehrlichsten Ekels doch das Odium der Hilfeleistung gehabt hätte. Mit den Gegnern werde ich selbst fertig; dort, wo sie im Ausmaß der Winzigkeit typisch werden für die Möglichkeiten dieser Epoche und durchaus die Zeit im Bild halten, kann

ich mitfühlenden Freunden die Betrachtung und also Einmischung nicht verwehren. Dem Plan einer Enquete, bei der mir selbst wichtiger als die Stimmen derer, die reden, das Schweigen der andern ist, mußte ich gerade in diesem Falle nicht widersprechen. Daß nichts als die Hoffnung auf eine ausbrechende ›Feigheitsepidemie‹ für meine Zustimmung maßgebend war, ist aus dem Telegramm zu beweisen, in welchem ich die freundliche Unternehmung ›als Hilfe für mich ablehnte‹, aber ›als Gelegenheit, die Leute in Verlegenheit zu bringen‹, willkommen hieß. Es ist ja Schlechtigkeit; aber ich schwärme für Deklarierung unausgesprochener Gesinnungen durch Nichtaussprechen. Da ich zustimmen oder ablehnen sollte, begnügte ich mich, nichts dagegen zu haben. Der Menschlichkeit trug ich Rechnung durch den Bescheid: ›Namen könnte ich nicht nennen, da ich niemanden ins Unglück stürzen will.‹ Wie mir bekannt ist, hat der ‚Brenner' bei der Wahl der zu Fragenden die äußerste Rücksicht auf schon vorhandene wirtschaftliche Zusammenhänge genommen, dagegen sich nicht bemüssigt gesehen, Ehrgeiz und sonstige Empfindlichkeiten zu schonen. Die Liste der Nicht-Antworten zu publizieren, wäre mir nun eine weit wichtigere Aufgabe, ist aber, da sich doch in manchen Fällen wohl ein Verdacht, aber kein Beweis ergäbe und der Schweigegrund nicht immer in der Gesinnung liegen muß, leider untunlich. So zitiere ich weder das Schweigen Daß von den Brüdern Mann nur einer vertreten ist und dieser mit einer Anerkennung, die sich vor jeder Selbstentäußerung bewahrt, macht nichts. Thomas weiß um ein~~e Distinktion zwischen~~ ›~~Kultur~~‹ und Kunst, ~~Geist und Leben~~‹ und ist mit diesem Vorbehalt sehr für mich. Er spricht — ~~sagen wir~~: korrekt begeistert — von dem Eindruck des Münchner Abends. Heinrich, der auch dabei war, ist durch sein Preisrichteramt bei eben jener Zeitschrift, die die Gemeinheit verübt hat — er soll entscheiden, wer erraten hat, wer der Mörder ist —, verhindert, etwas über mich auszusagen. Seine Absenz ist entschuldigt, und Hamlet, der auch darüber nachdenkt, wer der Mörder ist, mag sein Amt, die Welt einzurichten, weiter besorgen und ohne die Textkorrektur: Schwahheit, dein Nam' ist Mann! . . . In den Antworten ist viel Enthusiasmus und manches Urteil, viel Klischeehaftes und einige Echtheit zusammengetragen, und außerdem etwas von Herrn Stefan Zweig. In diesem Fall wäre Vorsicht wirklich der Tapferkeit besseres Teil gewesen und Schweigen der größere Mut. Herr Zweig beeilte sich aber zu reden und wußte, ehe er sich zur Anerkennung drehte, mir nichts Ärgeres anzutun, als daß er mich mit sich verwechselte:

Diese Gefolgschaft, die sich gleichsam über ihn hinweg amüsiert, einen Spott, den kaum er, keineswegs aber sie ein Recht hat, an produktiven Persönlichkeiten zu üben, gierig aufnimmt — diese Wirkung seines Wesens ist mir wie nur möglich antipathisch und er an diesem Publikum schuldtragend, weil er sie, statt als Mißverständnis seiner inneren Absicht zu verachten oder als Nebenwirkung geringzuschätzen, immer wieder von neuem sucht und als Beweis gelten läßt, was nur gegen ihn sprechen würde. Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind Argumente eines Otto Ernst, nicht die eines Künstlers, der auch das vom Ruhm doch den seltensten und kostbarsten will: den einsamen, der im Gegenwärtigen noch keine Stimme hat und nur unterirdisch gährende Gewalt — sein künstlerische Intensität, die ich so sehr schätze, als es meiner Natur möglich ist, Lebensmanifestationen zu werten, die nicht im letzten einem Enthusiasmus und einer Steigerung der Freude dienen, also nur mit dem Kunstintellekt, nicht aber mit innersten und mit Entscheidenden meines Wesens.

Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind Argumente für einen Otto Ernst, nicht für einen Künstler: wenn Herr Zweig das gesagt hätte, so hätte er die Argumente des Publikums getroffen und dessen Mißverständnis über mich. Er meint aber, es seien meine Argumente und ich an dem Mißverständnis schuldtragend. Das ist recht trostlos. Es könnte nur von einem aus diesem Publikum gedacht werden, der die Kritik-Zitate in der Fackel sieht und den Text, den ich dazu schreibe, nicht versteht. Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind gewiß Argumente eines Otto Ernst und eines Stefan Zweig, wenn sie diesem auch versagt sind und wenngleich er infolgedessen Bescheid daüber weiß, daß der Künstler den einsamen Ruhm und die unterirdische Gewalt vorzuziehen hat. Der einsame Zweig weiß es, ich im lauten Saal von Bielitz erlebe es nur. Ich weiß nicht einmal, woher der Herr Zweig, der über die Einsamkeit so gut informiert ist, weiß, daß ich mir auf die Erfolge etwas zu Gute tue, die ihm und anderen produktiven Persönlichkeiten die Welt der Verbindungen vorenthält; woher er weiß, daß ich hohe Auflagen habe oder erstrebe und auf die jubelnden Säle hinweise und damit gar ein Argument für meinen künstlerischen Wert ausspielen will. Was kann ich für diese ungenauen Informationen? Herr Zweig muß nicht verstehen, warum ich mich gegen die Erfolge meiner Vorlesungen nicht wehre. Er darf ihre Tatsache zu der Flucht vor dem Erfolg, die ich vor fünfzehn Jahren angetreten habe und bis zu Überschreitungen der Notwehr gegen den Gewinn führe, staunend in Kontrast bringen. Die Briefe des Verlages der Fackel werden einmal beweisen, daß noch nie das gedruckte Wort mit größerem administrativen Eifer dem Publikum entzogen wurde. Es wird sich einmal herausstellen, daß ein gewinnsüchtiger Zeitschriftherausgeber Annoncengeld verschmähte, Auflagen um eines ihm unsympathischen Kommas willen zerstören und Abonnenten das Geld zurückschicken ließ; daß ein erfolgsüchtiger Buchhändler dem Verleger unbefugte Exemplare an die Kritiker zu senden; daß ein reklamsüchtiger Vorleser den Zeitungen die Freikarten versagte. Herr Zweig muß weder diese Erscheinung begreifen noch ihren scheinbaren Gegensatz zu der Lust, persönlich vor das Publikum zu treten. Aber er sollte nicht lügen, und es sollte nicht erlaubt sein, daß die ästhetisch gewandeten Reste der Tuchbranche, die vergebens eine Brauchbarkeit im andern Betrieb angestrebt haben, ausgerechnet mir ihre reine Sehnsucht als Vorbild empfehlen. Muster ohne Wert!

Budapest, im Royal-Saal, 10. Dezember:

I. Die chinesische Mauer II. Ostende, erster Morgen / Der Traum ein Wiener Leben / Die Welt der Woche; Wir haben es besser; Schlichte Worte / Der Deutlichkeit halber; Ein Satz; Pfleget den Fremdenverkehr / Der Neger III. Das Ehrenkreuz / Wahrung berechtigter Interessen / Die Schuldigkeit / Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, 16. Dezember:

I. Der Fortschritt / Der kleine Brockhaus; Die Maitre; Eine Kollektion Ansichtskarten; Die Tugenden; Nicht mehr zu unterscheiden; Das ist so allgemein bekannt; Ein unberufener Kritiker; Der Mißgriff; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Ich soll Novist werden? / Aphorismen / Mein Weltuntergang / Tod und Tango / Das Ehrenkreuz III. Weiße Frau und schwarzer Mann.

Die nächste Vorlesung findet am Mittwoch den 28. Januar im Kleinen Musikvereinssaal statt.

In Budapest hat die Wiener Presse ihr an mir erlebtes Debacle durch die ihr versippte deutschungarische Presse besiegeln lassen. Es ist der ungeheuerliche Fall eingetreten, daß ein übervoller Saal — der Herr Stefan Zweig möge die Feststellung nicht übelnehmen, aber sie ist in diesem Fall wichtig — nicht etwa zu jenem Jubel, den der Vorleser auch dem widerspenstigen Publikum entreißt, sondern zu wilden Demonstrationen für einen deutschen Autor bereit war. Aber die Katastrophe der deutschen Presse Budapests, die nur im Auftrag der Wiener Verwandtschaft erlitten wurde, hat sich im Saal selbst abgespielt. Hätte sich nur das eine begeben, daß sämtliche deutsch schreibenden Leute ihre Hände zum Applaudieren statt zum Schreiben gebraucht, so wäre nicht das geringste dagegen einzuwenden. Das Neue Pester Journal hatte als einziges Blatt die Anständigkeit zu schweigen, nachdem es selbst die Annahme bezahlter Voranzeigen verweigert hatte. Der Pester Loyd setzte mit der Nibelungentreue erst nach der Vorlesung ein. Während sich die ungarische Presse in mächtig langen Vorartikeln und Besprechungen bemühte, den Autor ihren Lesern verständlich zu machen — tat ein beim Saaleingang respektlos behandelter Vertreter der ersten Großmacht beeilte sich darzutun, daß die Gedanken der »Chinesischen Mauer« in Budapest längst überholt seien —, während also die ungarische Presse den besten Willen zeigte, machte die maßgebende deutsche Presse von den Freikarten, die ihr der Veranstalter diesmal noch gewährt hatte, den denkbar zimmerunreinsten Gebrauch. Die Hörer, die am nächsten Tag Leser waren, gewahrten zu ihrem Erstaunen, daß eine vollständig unbekannte Chiffre sich mit der Fälschung ihres Eindruckes abplagte. Aber das Erstaunen schlug bei jenen in Entsetzen um, welche die für Literaturkritik in Betracht kommenden Persönlichkeiten von Angesicht kennen und sich erinnerten, diese noch recht sehr als die letzten und begeistertsten Applausspender in dem schon verdunkelten Saal erkannt zu haben. Sie erlebten die Verworfenheit eines Betriebs, der mit Hilfe einer Rotationsmaschine dem Publikum Meinungen aufoktroyiert, die vorher abgemacht werden und zu deren Formulierung ein Externist aufgenommen werden muß, weil alle, die sonst berufen wären, leider die entgegengesetzte Meinung haben. Man weiß nur nicht, was grauenvoller ist: Die geistige Möglichkeit dieses Betriebs oder seine wirtschaftliche Macht über jene, die sich nur für den einen Fall außer Funktion setzen lassen, um am andern Morgen an derselben Stelle, an der sie ihre Begeisterung nicht absetzen durften, das schamlose Gegenteil anreffen, und die, wenn der Zwischenfall erledigt ist, wieder zurück zu einer Krippe finden, die wie ein Richterstuhl aussieht, also ganz wie ein Ding, das wie ein Lehnsessel aussieht und eigentlich ein Zimmerklosett ist. Der unglaubliche Fall, daß meine enthusiastischesten Hörer/die

Redakteur einer Zeitung waren, die am nächsten Morgen mich um meines »ohnmächtigen Hohnes« willen bemitleidete, in Budapest eingetreten. Das kommt davon, daß in den Wiener Redaktionen Leute sitzen, die bis nach Pest »blosen« können, und in Pest Leute, die es nach Wien können. Das hat Einfluß auf die Literatur. Aber wenn ich blose, so ist es um die Autorität des Ungeziefers geschehen und Blattwanzen, die sich am andern Morgen bemerkbar machen, werden am andern Abend nicht mehr in den Saal gelassen. Das ist: schon am 24. Januar. Zu einer so raschen Wiederholung in einer fremdsprachigen Stadt, deren Vertreter des Deutschtums die Wiener Journalistik vertreten, und zu einer so radikalen Umwälzung der Freikarten-Usance ist ohnmächtiger Hohn eben noch imstande. Sogar: die zweite Vorlesung ins Werk zu setzen, ohne sich der bezahlten Mitwirkung des Deutschtums zu bedienen.

Budapest, im Royal-Saal, 10. Dezember:

I. Die chinesische Mauer II. Ostende, erster Morgen / Der Traum ein Wiener Leben / Die Welt der Woche; Wir haben es besser; Schlichte Worte; Der Deutlichkeit halber; Ein Satz; Pfleget den Fremdenverkehr / Der Neger III. Das Ehrenkreuz / Wahrung berechtigter Interessen / Die Schuldigkeit / Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, 16. Dezember:

I. Der Fortschritt / Der kleine Brockhaus; Die Maitre; Eine Kollektion Ansichtskarten; Die Tugenden; Nicht mehr zu unterscheiden; Das ist so allgemein bekannt; Ein unberufener Kritiker; Der Mißgriff; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Ich soll Novist werden? / Aphorismen / Mein Weltuntergang / Tod und Tango / Das Ehrenkreuz III. Weiße Frau und schwarzer Mann.

Die nächste Vorlesung findet am Mittwoch den 28. Januar im Kleinen Musikvereinssaal statt.

In Budapest hat die Wiener Presse ihr an mir erlebtes Debacle durch die ihr versippte deutschungarische Presse besiegeln lassen. Es ist der ungeheuerliche Fall eingetreten, daß ein übervoller Saal — der Herr Stefan Zweig möge die Feststellung nicht übelnehmen, aber sie ist in diesem Fall wichtig — nicht allein zu jenem Jubel, den der Vorleser auch dem widerspenstigen Publikum entreißt, sondern zu wilden Demonstrationen für ~~einen~~ den deutschen Autor bereit war. Mehr: daß dieses Auditorium, dessen stürmische Herzlichkeit wie eine Entscheidung wirkte, besser als als jedes andere auch zu verstehen schien, was ihnen so gut gefiel. Aber noch etwas anderes hat sich im Saal abgespielt: die Katastrophe der deutschen Presse Budapests, die im Auftrag der Wiener Verwandtschaft erlitten wurde. Hätte sich hiebei nur das eine begeben, daß sämtliche deutsch schreibenden Leute ihre Hände ~~ausschließlich~~ zum Applaudieren gebrauchten, so wäre nicht das geringste dagegen einzuwenden. Das Neue Pester Journal hatte die Anständigkeit, zu schweigen, nachdem es selbst die Annahme bezahlter Voranzeigen verweigert hatte. Der Pester Lloyd setzte mit der Nibelungentreue erst nach der Vorlesung ein. Er erscheint im Format der Neuen Freien Presse und sichtlich mit dem Wahn, die linke Arschbacke der Welt zu sein. Daß er trotzdem die Voranzeigen meines Leseabends aufgenommen hat, ist ein Zeichen von Einsicht: die Zeitung erkennt ihre Pflicht, das Publikum von

WIENER STADTBIBLIOTHEK

einer Tatsache zu unterrichten. Daß er es für Geld getan hat, ist ein Zeichen von Bescheidenheit: die Zeitung erkennt ihre Aufgabe, die Einrichtung der Litfaßsäule nach schwachen Kräften zu ergänzen. Gern sieht man diesen Posten unter den Ausgaben für eine Vorlesung, wiewohl man wünschen würde, mit jenen Plakatierungsinstituten sein Auslangen zu finden, die sich nicht im Nebenamt einer Meinung erfrechen. Wie komme ich dazu, auf demselben Papier, das ich für die Verbreitung einer Nachricht bezahle und gern bezahle, mir hinterdrein erzählen zu lassen, daß die ›Chinesische Mauer‹ nicht laut ~~deklamiert~~, sondern mehr nonchalant hingehaucht werden soll? Daran ist die Usance der Freikartenschuld. Diese werden als Draufgabe zum Inseratenlohn verabreicht und die so Verwöhnten glauben, daß die Aufmerksamkeit zum Schreiben verpflichte. Ist es aber nicht zu toll, daß ich am nächsten Tag ~~erfahren~~ soll, ~~wie ich auf~~ einen mißratenen Handelsschüler gewirkt habe? Es wäre selbst dann absurd, wenn er mir's in einem Privatbrief mitteilte oder ein anderer, der's erfahren hat, mir's ~~erzählte~~ Selbst dann, wenn es ein eindruckswilliger Handelsschüler wäre und kein gehässiger. Selbst dann, wenn er den Abend absolviert hätte, nicht ~~in der Mitte~~ davongelaufen wäre, um ~~noch berichten zu können~~, und wenn das Resultat die schönste Sammlung jener Komplimente wäre, die als die Klischees der Kraus-Kritik an dem Betroffenen längst das besorgen, was die Betreffenden, wenn sie sich keinen literarischen Zwang antun, ›zum Hals herauswachsen‹ nennen. Es wäre in jedem Falle eine Pein. Hier aber wurde sie zur Pikanterie. Während sich ~~hier~~ die ~~ungarische~~ Presse in mächtig langen Voranzeigen und Besprechungen bemühte, den Autor ihren Lesern verständlich zu machen — ein beim Saaleingang respektlos behandelter Vertreter der ersten Großmacht beeilte sich sogar darzutun, daß die Gedanken der ›Chinesischen Mauer‹ in Budapest längst Gemeinplätze seien —, während also die ungarische ~~Presse~~ den besten Willen zeigte — einer hob hervor, ich sei erst dreißig Jahre und doch schon Universitätsprofessor —, während ich auf ungarisch überschätzt wurde — man rühmte mir die Autorschaft des ›Duca melbista berso thum‹ nach —, während die magyarische Presse sich immerhin gastfreundlich zeigte, — wiewohl ich doch höchstens weiß, was Hatvany auf Deutsch heißt —/ machte die /.

maßgebende deutsche Presse von den Freikarten, die ihr ~~der~~ Veranstalter diesmal noch gewährt hatte, den denkbar zimmerunreinsten Gebrauch. Die Hörer, die am nächsten Tag Leserwaren, gewahrten zu ihrem Erstaunen, daß eine ihnen vollständig unbekannte Chiffre sich mit der Fälschung ihres Eindruckes abplagte. Aber das Erstaunen schlug bei jenen in Ekel um, welche die für Literaturkritik in Betracht kommenden Persönlichkeiten von Angesicht kennen und sich erinnerten, diese nach elf Uhr als die letzten und begeistertsten Applausspender in dem schon verdunkelten Saal erkannt zu haben. Es war etwas spät geworden und die applaudierenden Kritiker mußten sich eben vertreten lassen. Die Zeugen aber erlebten die Verworfenheit eines Betriebs, der mit Hilfe einer Rotationsmaschine dem Publikum Meinungen aufoktroyiert, die vorher abgemacht werden und zu deren Formulierung ein ~~Externist~~ geholt werden muß, weil alle, die ~~sonst~~ berufen wären, zufällig leider der entgegengesetzten Meinung sind. Man weiß nun nicht, was grauenvoller ist: die geistigen Möglichkeiten dieses Betriebs oder seine wirtschaftliche Macht über jene, die sich nur für den einen Fall außer Funktion setzen lassen, um am andern Morgen an derselben Stelle, an der sie ihre Begeisterung nicht absetzen durften, das schamlose Gegenteil anzutreffen, und die, wenn der Zwischenfall erledigt ist, wieder zurück zu einer Krippe finden, ~~die~~ wie ein Richterstuhl aussieht, also ganz wie ein Ding, das wie ein Fauteuil aussieht und ~~eigentlich~~ ein Zimmerklosett ist. Das Unbeschreibliche, daß meine enthusiastischesten Hörer, jene, die wie der Neger am Grab seines weißen Herrn exzedierten, eben die Literaturkritiker einer Zeitung waren, die am nächsten Morgen mich um meines »ohnmächtigen Hohnes« willen bemitleidete, war in Budapest getan. Das kommt davon, daß in den Wiener Redaktionen Leute sitzen, die bis nach Pest »blosen« können, und in Pest Leute, die es nach Wien können. ~~Das~~ hat Einfluß auf die ~~Literatur~~! Aber wenn ich blose, so ist es um die Autorität des Ungeziefers geschehen und Blattwanzen, die sich mir am am andern Morgen lästig machen, werden am andern Abend nicht mehr in den Saal gelassen. Das ist: schon am 23. Januar. Zu einer so raschen Wiederholung in einer fremdsprachigen Stadt, deren Vertreter des Deutschtums zugleich die Wiener Journalistik vertreten, und zu einer so radikalen Umwälzung der Freikarten-Usancen ist ohnmächtiger Hohn eben noch imstande. Sogar: die zweite Vorlesung ins Werk zu setzen, ohne sich der bezahlten Mitwirkung des Deutschtums zu bedienen, und auf jene Plakatierungsinstitute zu vertrauen, deren Inhaber die Meinung, die sie nicht haben, nicht zu fälschen pflegen.

Budapest, im Royal-Saal, 10. Dezember:

I. Die chinesische Mauer II. Ostende, erster Morgen / Der Traum ein Wiener Leben / Die Welt der Woche; Wir haben es besser; Schlichte Worte; Der Deutlichkeit halber; Ein Satz; Pfleget den Fremdenverkehr / Der Neger III. Das Ehrenkreuz / Wahrung berechtigter Interessen / Die Schuldigkeit / Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, 16. Dezember:

I. Der Fortschritt / Der kleine Brockhaus; Die Maitre; Eine Kollektion Ansichtskarten; Die Tugenden; Nicht mehr zu unterscheiden; Das ist so allgemein bekannt; Ein unberufener Kritiker; Der Mißgriff; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Ich soll Novist werden? / Aphorismen / Mein Weltuntergang / Tod und Tango / Das Ehrenkreuz III. Weiße Frau und schwarzer Mann.

Die nächste Vorlesung findet am Mittwoch den 28. Januar im Kleinen Musikvereinssaal statt.

+

In Budapest hat die Wiener Presse ihr an mir erlebtes Debacle durch die ihr versippte deutschungarische Presse besiegeln lassen. Es ist der ungeheuerliche Fall eingetreten, daß ein übervoller Saal — der Herr Stefan Zweig möge die Feststellung nicht übelnehmen, aber sie ist in diesem Fall wichtig — nicht allein zu jenem Jubel, den der Vorleser auch dem widerspenstigen Publikum entreißt, sondern zu wilden Demonstrationen für den deutschen Autor bereit war. Mehr: daß dieses Auditorium, dessen stürmische Herzlichkeit wie eine Entscheidung wirkte, besser als jedes andere auch zu verstehen schien, was ihm so gut gefiel. Aber noch etwas anderes hat sich im Saal abgespielt: die Katastrophe der deutschen Presse Budapests, die im Auftrag der Wiener Verwandtschaft erlitten wurde. Hätte sich hiebei nur das eine begeben, daß sämtliche deutsch schreibenden Leute ihre Hände dieses mal nur zum Applaudieren gebrauchen durften, so wäre nicht das geringste dagegen einzuwenden. Das Neue Pester Journal hatte die Anständigkeit, zu schweigen, nachdem es selbst die Annahme bezahlter Voranzeigen verweigert hatte. Der Pester Lloyd setzte mit der Nibelungentreue erst nach der Vorlesung ein. Er erscheint im Format der Neuen Freien Presse und sichtlich mit dem Wahn, die linke Arschbacke der Welt zu sein. Daß er trotzdem die Voranzeigen meines Leseabends aufgenommen hat, ist ein Zeichen von Einsicht: die Zeitung erkennt ihre Pflicht, das Publikum von einer Tatsache zu unterrichten. Daß er es für Geld getan hat, ist ein Zeichen von Bescheidenheit: die Zeitung erkennt ihre Aufgabe, die Einrichtung der Litfaßsäule nach schwachen Kräften zu ergänzen. Gern sieht man diesen Posten unter den Ausgaben für eine Vorlesung, wiewohl man wünschen würde, mit jenen Plakatierungsinstituten sein Auslangen zu finden, die sich nicht im Nebenamt einer Meinung erbrechen. Wie komme ich denn dazu, auf demselben Papier, das ich für die Verbreitung einer Nachricht bezahle und

gern bezahle, mir hinterdrein erzählen zu lassen, daß die ›Chinesische Mauer‹ nicht laut rezitiert, sondern mehr nonchalant hingehaucht werden soll? Daran ist die Usance der Freikarten schuld. Diese werden als Draufgabe zum Inseratenlohn verabreicht und die so Verwöhnten glauben, daß die kleine Aufmerksamkeit zum Schreiben verpflichte. Ist es aber nicht zu toll, daß ich es am nächsten Tage schwarz auf weiß haben soll, wie ich auf einen mißratenen Handelsschüler gewirkt habe? Es wäre selbst dann absurd, wenn er's mir in einem Privatbrief mitteilte oder ein anderer, der's erfahren hat, mir's hinterbrächte. Selbst dann, wenn es ein eindruckswilliger Handelsschüler wäre und kein gehässiger. Selbst dann, wenn er den Abend absolviert hätte, nicht wie aus der Schule vorzeitig davongelaufen wäre, um in die Redaktion zu kommen, und wenn das Resultat die schönste Sammlung jener Komplimente wäre, die als die Klischees der Kraus-Kritik an dem Betroffenen längst das besorgen, was die Betreffenden, wenn sie sich keinen literarischen Zwang antun, ›zum Hals herauswachsen‹ nennen. Es wäre in jedem Falle eine Pein. Hier aber wurde sie zur Pikanterie. Während sich ämtlich die magyarische Presse in ~~mächtig~~ langen Vorartikeln und Besprechungen bemühte, den Autor ihren Lesern verständlich zu machen — ein beim Saaleingang respektlos behandelter Vertreter der ersten Großmacht beeilte sich sogar darzutun, daß die Gedanken der ›Chinesischen Mauer‹ in Budapest längst Gemeinplätze seien —, während also die ungarische Journalistik den besten Willen zeigte — einer hob hervor, ich sei erst dreißig Jahre und doch schon Universitätsprofessor —, während ich auf ungarisch überschätzt wurde — man rühmte mir die Autorschaft des ›Duca melbista berso thum‹ nach —, während die magyarische Presse sich immerhin gastfreundlich zeigte — wiewohl ich doch höchstens weiß, was Hatvany auf Deutsch heißt —: machte die

maßgebende deutsche Presse von den Freikarten, die ihr diesmal noch gewährt wurden — es sind »Saisonkarten«, die man nicht gleich entziehen, nur reduzieren konnte — ~~hatte~~ den denkbar zimmerunreinsten Gebrauch. Die Hörer, die am nächsten Tag Leser waren, gewahrten zu ihrem Erstaunen, daß eine ihnen vollständig unbekannte Chiffre sich mit der Fälschung ihrer Eindrücke abplagte. Aber das Erstaunen schlug bei jenen in Ekel um, welche die für Literaturkritik in Betracht kommenden Persönlichkeiten von Angesicht kennen und sich erinnerten, diese nach elf Uhr als die letzten und begeistertsten Applausspender in dem schon ~~verdunkelten~~ Saal erkannt zu haben. Es war etwas spät geworden und die applaudierenden Kritiker mußten sich eben vertreten lassen. Die Zeugen aber erlebten die Verworfenheit eines Betriebs, der mit Hilfe einer Rotationsmaschine dem Publikum Meinungen aufoktroyiert, die vorher abgemacht werden und zu deren Formulierung ein Außenseiter geholt werden muß, weil alle, die sonst berufen wären, zufällig leider der entgegengesetzten Meinung sind. Man weiß nun nicht, was grauenvoller ist: die geistigen Möglichkeiten dieses Betriebs oder seine wirtschaftliche Macht über jene, die sich nur für den einen Fall außer Funktion setzen lassen, um am andern Morgen an derselben Stelle, an der sie ihre Begeisterung nicht absetzen durften, das schamlose Gegenteil anzutreffen, und die, wenn der Zwischenfall erledigt ist, wieder zurück zu einer Krippe finden, welche wie ein Richterstuhl aussieht, also ganz wie ein Ding, das wie ein Fauteuil aussieht und ein Zimmerklosett ist. Das Unbeschreibliche, daß meine enthusiastischesten Hörer, jene, die wie der Neger am Grab seines weißen Herrn exzedierten, eben die Literaturkritiker einer Zeitung waren, die am nächsten Morgen mich um meines »ohnmächtigen Hohnes« willen bemitleidete, war in Budapest getan. Das kommt davon, daß in den Wiener Redaktionen Leute sitzen, die bis nach Pest »blosen« können, und in Pest Leute, die es nach Wien können. Die Kunst hat Einfluß auf die Kunst! Aber wenn ich blose, so ist es um die Autorität des Ungeziefers geschehen und Blattwanzen, die sich mir am am andern Morgen lästig machen, werden am andern Abend nicht mehr in den Saal gelassen. Das ist: schon am 23. Januar. Zu einer so raschen Wiederholung in einer fremdsprachigen Stadt, deren Vertreter des Deutschtums zugleich die Wiener Journalistik vertreten, und zu einer so radikalen Umwälzung der Saisonkarten-Usancen ist ohnmächtiger Hohn eben noch imstande. Sogar: die ~~zweite Vorlesung~~ ins Werk zu setzen, ohne sich der bezahlten Mitwirkung des Deutschtums zu bedienen, und auf jene Plakatierungsinstitute zu vertrauen, deren Inhaber die Meinung, die sie nicht haben, nicht zu fälschen pflegen!

Das Denkmal eines Schauspielers

Unter den vielen Drucksachen, die ich zugeschickt bekomme — als brauchte ich immer noch Belegexemplare für die Erkenntnis, daß aller technische Aufwand der Verbreitung der Geistesschwäche dient —, befinden sich auch solche, deren Format mir die Rücksendung erspart. Mögen Verleger oder Autor glauben, daß ich sie gelesen habe. Ich müßte sie, Kreuzbände im rechten Sinn des Wortes, in ein Postamt tragen, und ehe ich einem Romanidioten zuliebe diesen Weg mache, lege ich ihn lieber zu den übrigen, in einen Winkel, der bis zur nächsten Übersiedlung wartet, um als ganzer ausgemistet zu werden. Ja, ich schlucke den Staub der Zeit, damit der künftige Mieter es rein habe. Ein Titelblatt, ein Verlagsprospekt genügen etwa der Neugier. Nicht unbesehen wandern sie alle, an deren Nichtigkeit so vieler Menschen Kräfte wirkten, in den Winkel. Welch ein Weg, vom Baum, der fallen mußte, durch die Papierfabrik zum Setzkasten, weil der Wahn eines Narren sich am Schreibtisch nicht beruhigen wollte, sondern hundert Hände brauchte, um sich in tausend zu spielen; welch ein Apparat aus Zeit und Nerven, bis der Ehrgeiz eines, der das Alphabet mißbrauchen kann, die Gangart eines Briefträgers beschleunigt, der mir ein Rezensionsexemplar bringt. In den Winkel!

Vor solchem Ende bleibt ein Doppelband bewahrt, welchen ich in der nach Monaten freien Stunde durchblättert habe. Die spärliche Pause, die mir, der letzten Beute meiner Jagd, gegönnt ist, wie verbringe ich sie? Nicht mehr vor einem Kunstwerk, weil seine Hülle mich nicht beruhigt, wenn sein Mangel mich in die Arbeit treibt. Unzulängliche Götter lassen mich nicht zur Andacht kommen. Nur Menschliches, das noch kein Nachschöpfer geformt hat, taugt zur Erholung und welche Qual der Hindernisse sperrt den Weg dazu, wenn sie es nicht längst verschüttet hat! Menschen kennen lernen, ist Gefahr ohne Romantik. Aber es gibt noch Verstorbene und wird man mit solchen bekannt, so zeigt sichs leicht, ob der Verkehr sich lohnt; und wenn ein abgeschlossenes Stück Menschentum aus Briefen zu uns spricht, so sollen wir umgänglich sein. Ich habe eine Bekanntschaft

WIENER STADTBIBLIOTHEK

gemacht, auf die ich stolz bin. Ich habe den wahrsten Menschen kennen gelernt, und es war ein Schauspieler. Adolf Ritter von Sonnenthals Briefwechsel*) von der Kordelia mit jener beherrschenden liebreichsten Sorgfalt, die nur die Treue hat, gesammelt, läßt eine Gestalt erblicken, die wie das letzte Ebenbild Gottes in seiner Zeitverlassenheit zum Monument seiner selbst wird. Von dem Augenblick idealer Lebenserwartung, in dem das Kriehuber'sche Blatt 1859 einen edlen Jüngling vorstellt, bis zu dem ins Jenseits glotzenden Wahn eines Lears — welch eine Dichtung aus Männlichkeit, Anmut und Adel, Güte und Größe, die die Natur zustandegebracht hat, um einen Komödianten einen Pfarrer lehren zu lassen, einen Juden den Aristokraten, einen Schneider den Weltmann. Nie hat es einen ritterlicheren Ritter gegeben als diesen vollkommensten Darsteller einer bürgerlichen Kultur, deren kläglicher Zerfall noch durch die Harmonie dieser Lichtgestalt geadelt wird. Nie hat ein jüdischer Familienname weniger den Glanz seines Inhalts verleugnet, so wahr die penetrante Häßlichkeit des Wiener Lebens vor einem Gonzaga nur noch an eine Kommerzgasse denken läßt, die in jenen Schottenring mündet, vor dem man nicht an Priester denkt, so wird man vor einem Tal voll Sonne sich immer auch eines strahlenden Menschenlebens besinnen, über das durch alle Alter die unveränderte Gnade eines windstillen Klimas gebreitet war.

Alle Probleme, mit denen sich die Zeit über Wasser hält und die der Zweifel beweist, um nicht an sich selbst zu verzweifeln, werden zuschanden vor der Einheit eines Menschen, dessen Hingang zu rechter Zeit erfolgt, um den Reinhardt'schen Ensemblewirkungen des Zufalls Platz zu machen. Der Zusammenbruch der Lebens- und Bühnenwerte vollzieht sich in dem Grinsen einer Generation, die zwischen Gott und dem Schauspieler alles zerzweifelt, was imstande war, ein schöneres Lebens als das ihre auf die Beine zu stellen. Die Unfähigkeit zum Gefühl, die wirklich hofft, durch Autos weiter und durch Aeros höher gebracht zu werden, erfrecht sich eines Stilbewußtseins und wirft alles in die Rumpelkammer ihrer Parvenüschaft, was doch so bedeutend war, daß es ableben mußte, um den Mißwuchs das Recht auf Selbstbehauptung zu vermachen. Die Höherwertigkeit eines Zeitalters beweist sich aber nicht an dem höheren Niveau literarischer und sonst gewerblicher Fertigkeit, nicht einmal an dem Dasein vereinzelter schöpferischer Mächte, die nur Boten sind des kommenden Chaos, sondern sie hat sich an der höheren Aufnahmsfähigkeit bewiesen und an der größeren Bewegtheit der Masse, und die Kultur des Theaters zeigt den Wärmegrad des Lebens an. Nur zwischen sieben und zehn ist unmittelbar das Abbild unseres Zustandes erhältlich,

*) Nach den Originalen herausgegeben von Hermine von Sonnenthal, mit zwei Bildnissen in Gravüre, 24 Einschaltbildern und einem Brieffaksimile. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1912.

2.

nicht ~~in der~~ Literatur. Es beweist ~~aber~~ gar nichts gegen eine Zeit, daß die Konturen, in die schauspielerisches Leben eingestellt ~~ist~~, von handwerklichen Federn gezogen ~~sind~~. Es beweist aber alles für ~~diese~~ Zeit, daß ~~auf~~ diesem Grundriß echte Bühnengötter ihre Wunder schufen. Ein öder Mißglaube ist es, der vom unmittelbaren Wort und vom Geist jene Wirkungen auf die Gegenwart ableitet, die allein dem Klang ~~in dem~~ Weib ~~zugehören~~. Aber der Sprechkunst, nicht der Sprachkunst ist es vorbehalten, uns selbst zu sagen, wie es um uns selbst bestellt ist. Zum Gedanken führt keine Bühnentür, und der Weg, der ein Säkulum braucht, steht nicht für einen Abend offen. ~~Wenn~~ die Zeit ~~ist~~ noch ganz, ~~wenn sie~~ halbe Autoren hat. Die ganzen leben nicht dem Ohr der Gegenwart, sie schaffen das Ohr der Zukunft. Sie sind nicht zu lesen, denn sie gehen auch ungelesen in das Blut. Daß sie durch den Mund des Schauspielers geführt werden könnten, war ~~stets~~ der Irrtum eines Literatentums, welchem Kunst und Bühne nur darum vereinbar scheinen, weil es im gleichen Abstand von beiden lebt. Kein Tropf, der mit der dramaturgischen Forderung an das Theater herantritt, hat sich noch den Kopf zerbrochen, warum denn heute unter ~~in~~ständigen Bühnenbürgern, die Ibsen erläutern können, kein Vulkan mehr ausbricht, keine Leidenschaft, die mit Kean oder Narziß vorlieb nehmen kann, um die Erde zu erschüttern. Als ob die Menschlichkeit, die der große Schauspieler schafft, vom Wortmacher mehr als das Stichwort brauchen könnte/und als ob die unvergeßliche Gebärde je etwas dem Teil von Shakespeare verdanken könnte, der des Geistes ist und nicht des Stoffes/ Und als ob der Gedanke auf die Zunge angewiesen wäre und nicht von ihr, indem er ihr Laute leiht, zugleich gefesselt ~~wird~~. Als ob/was gehört wird, auch verstanden werden könnte/und was gefühlt wird, nicht vom Sprecher käme/sondern vom Wort/ Die stickige Zeitluft, in der Schauspieler zu Psychologen werden mußten, tut sich viel darauf zu gute, die Literatur dem Theater nähergebracht zu haben. Aber sie weiß nicht, daß sie hier/bloß mit ihrem analytischen Pech Glück hat. Sie hat das Theater zum Hör~~er~~l gemacht, in welchem zu tausend Einzelnen gesprochen wird, ohne die bindende Kraft, die nie der ~~Wortinhalt~~ nur der Tonfall vermag. Was sind tausend intelligente Schwächlinge, wenn sie nicht einmal mehr das eine und einzige Weib bilden, das dem Schauspieler erliegt? Die literarischen Gelegenheitsmacher jener großen schauspielerischen Generation,

die nie mehr eine Nachfolge finden wird, die geistigen Korrespondenten eines Sonnenthal, die ihm auch Briefe schreiben, sind die Autoren zwischen Gottschall und Lindau. Sie sind reinlicher als die Handlanger, die heute, entlarvt von schauspielerischem Mittelhaß, mit ihrer Geistigkeit als solcher dem Publikum Spaß machen, welches sie — Hand auf den Bauch — noch immer bei weitem dem Ibsen vorzieht. Es ist gleichwohl möglich, daß der Kulturhochmut derer, die heute um das Theater herumschwindeln, aus der Mitwirkung eines Philippi an einer Riesenleistung der Wolter, eines Sudermann an einem ihn vollständig umstürzenden Triumph der Helene Hartmann, aus der zeitlichen und räumlichen Anwesenheit der nüchternsten Handlanger bei dem unvergeßlichen Augenblick des Burgtheaters dieselben falschen und frechen Schlüsse zieht wie aus der Unentbehrlichkeit des Herrn Buchbinder für den ein echteres Volkstum bezeugenden Genius Girardi. Aber ist es nicht sonderbar, daß das wahre und großartige Leben, das einen Sonnenthal und seinen Umkreis erfüllt hat, noch im Briefwechsel die bedenklichsten Kompagnons der Erfolge adelt und daß das Gefühl, an einer schauspielerischen Leistung sei nur der Text vergänglich, aber vor dieser Briefsammlung zur Gewißheit wird? Das Menschentum, das im ——— Komödianten anspricht, um im großen Bühnenschöpfer sich wiederzufinden, und nicht anders als in jeder andern Formkraft, die in den Künsten wohnt, es lebt als ein Beispiel fort und geht — trotz der Ansicht über die Flüchtigkeit des Bühnengebildes — ganz ähnlich in das Geistesleben der kommenden Geschlechter ein, die es nicht mehr sehen können, wie die Bücher, die nicht gelesen werden müssen, um zu wirken.

Dieses hier aber gehört zu jenen, die gelesen werden sollten um einer zeitlichen Wirkung willen; um die Auffassung zu berichtigen, die sind von einer wesenlosen Natürlichkeit bestochend Generation von der verflossenen Größe hat, mit deren Schilderung die überlebenden Zeugen ihr zu ihrem Verdruß in den Ohren liegen. Sie hat sich gewöhnt, das Pathos der überlebten Epoche für ein solches zu halten, das schon in seinem Ursprung ein Residuum sein müsse, und es sei eben eine Zeit gewesen, die aus dem Leben, das immer schon nach ehrlichen Kaufhäusern verlangt habe, mit einem [illegible] Betrug herauszuwaschen bestrebt war. Die Kunst einer Wolter könne nichts anderes gewesen sein als der Auf[illegible] dessen, was sonst eben auf makartisch gesagt wurde. Sie ahnen nicht, daß eben in solcher Zeit die Urkräfte auf der Bühne entfesselt werden. Sie glauben

~~nämlich~~, daß ihre dürftigen Eindrücke von geschlossenen Ensembles, durch die ein Regisseur den Willen eines bühnenfremden Autors drückt, sich auch nur annähernd mit den Erschütterungen vergleichen lasse, welche in den ironisch klischierten Achtziger-Jahren einer Jugend zugeleitet wurde, die wenn keinem andern Erlebnis ~~gegenüber, hier~~ bis zum Grab Treue bewahrt. Bei der ~~keuschen Geistigkeit~~, die die Erinnerung an das Dasein eines Lewinsky verklärt, sei's geschworen: hier ist das Lob des Vergangenen. Die einzige Phrase, die die Wahrheit sagt. Und wie ist dieser Sonnenthal'sche Briefwechsel imstande, die ganze Komödie eines ~~manierten~~ Lebens ~~über~~ wieder glaubhaft zu machen, wenn seine fortwährende Wärme und Würde unserer Zeit verlogen scheinen müßten, weil sie noch in ihrer Fratzenhaftigkeit verlogen ist. Die Frechheit des Benehmens ist ihr ganzer Inhalt, aber die ~~Manieren~~ der Vorzeit waren der Spielraum für die Kraft. Davon könnte bei einigem guten Willen dieses Buch überzeugen, in dem hinter keinem Schnörkel ein unechtes Wort ist, mindestens keines, zu dem man sich nicht ein echtes Herz vorstellen möchte. Denn in diesem Schauspieler ist so viel Höflichkeit, daß ihrer nur die Gradheit fähig ist, und so viel Menschlichkeit, daß man erst hinterdrein gewahr wird, ihre Anlässe seien Rollen gewesen und die Träne sei über Schminke geflossen. ~~Vielleicht~~ im Zersplittern bürgerlicher Kultur, der ein Schauspieler seine Ritterkrone aufprägte, mochte es scheinen, als ~~ob~~ seine Art auch eins wäre mit ihrem Mißklang, und es war möglich, daß ein Rassendienst gegen eine jüdische Presse, die längst die Vertretung der Verfallszeit übernommen hat, ~~seinen~~ ehrwürdigen ~~Traditionen~~ unrecht tat. Aber vor dem Buch, in dem sein ganzes reines Leben aufgebreitet liegt, stellt es sich leicht heraus, wie wenig diese Natur mit dem unsaubern Verlauf zu schaffen hatte. Nur wer nicht weiß, daß auf den höchsten Höhen der Schauspielkunst die Quelle des Lebens wieder fließt, kann über die Profession dieses Edelmannes, wenn ~~er~~ sich ihrer nach so viel Feinheit doch vergewissert hat, den Kopf schütteln. Es mag dieselbe Ahnungslosigkeit sein, der die Konfession noch heute als Maß für die Tiefe seiner Empfindungen dienen ~~könnte~~. Sein Wesen war mehr als ihm bewußt sein mochte und als er es sich erlauben wollte, jenem Streitfeld entrückt, wo die Dummheit, die den Menschenwert konfessionell verdächtigt, und die Frechheit, die ihn konfessionell begründet, noch immer miteinander beschäftigt sind. Der Antisemitismus, der einen Adolf Sonnenthal nicht für voll nimmt, ist von seiner eigenen Leere erfüllt, und die liberale Weltanschauung ist eben dort zu Ende, wo sie sich auf den Darsteller ihrer noch unverbürgten Kultur zu berufen beginnt, der ein Mensch war, ehe die Händler zur Welt kamen. Eine andere Weise als ihren angemaßten Tempelgesang hat die Orgel seiner Stimme begleitet. Ertönte sie heute und später, so wäre sie als Sturm geboren, der unter ihnen Schrecken verbreitet. ~~Sie~~ hatte nichts von der feindlichen Urgewalt, mit der die Rede des großen Tragöden das Ohr überrannt ~~hat~~, wie die Matkowskys, der Wolter und wahrscheinlich jener Burgtheatergiganten, deren Art der junge Sonnenthal verzückt erlebt hat. Und dennoch hatte sie, wenn sie mit sanfter Überredung sich Eingang verschaffte, die Macht, uns bis zum Herzkrampf zuzusetzen, und wenn sie Gonril verfluchte, so klang sie, als ob Trümmer des Menschentums ~~mit~~ Tränen zerbröckelt wären. Wenn je eine schauspielerische Begabung würdig war, durch ein Denkmal vor den ~~Augen der Nachlebenden~~

4.

geehrt zu werden, so war es diese, die sicher wie keine zuvor den Umfang des von der Bühne umzufangenden Lebens falle und die vollkommenste Sprache einer Gesellschaft führte, wie Girardi die eines Volkstums. Das Kainz-Denkmal ist, wie es jede solche Verewigung eines trefflichen Einzelfalls von Schauspielerei wäre, in Pietät oder Eitelkeit die Privatsache jener Kreise, die auf die Idee verfielen. Es mag in einer Stadt, deren Kultur ihre ureigensten Darsteller vergisst und in der es kein Nestroy-Denkmal gibt, als eine andere Kuriosität seinen Platz haben. Sonnenthals Briefwechsel ist bescheidener und deutlicher. Und bleibt eben darum auch der Beachtung jener Passanten entzogen, die Zeitungen lesen. Ausser durch ein paar Notizen hat man nichts von diesem Buch erfahren, in welchem nebst der wunderbaren Geschlossenheit eines Schauspielerlebens, vor dem der faule Zauber aller Ensembles verschwindet, in einer Reihe ganz Briefe die ganze Tragödie der Burgtheaterherrlichkeit, der ganze Dahingang einer edlen Bühnenkultur, der ganze Abstieg der Wiener Gesellschaft beglaubigt ist. Und nebstbei noch dargetan, daß Aristokraten gegen 1860 und 1810 ein ernsteres Verständnis für die Dinge zwischen dem Geist und der Szene haben als Literaten von 1913. Man hat als wenig von einem Buch gehört, aus dem ein Fürst spricht, an dem man immer wieder mit Staunen gewahr wird, daß er eigentlich nur ein Schauspieler ist, aber den zu ehren den leibhaftigen Fürsten eine Ehre schien, ein Schauspieler, der weit voran der nachkommenden Standesmittelmäßigkeit, die auf soziale Haltung sieht, doch so wenig komödiantische Eigenschaften gezeigt hat, daß man an seinem Schauspielertum zweifeln müßte, wenn man nicht wüßte, daß er eben diesem seine ganze Reinheit aufbewahrt hat. Von einem Buch, das selbst dann wertvoll wäre, wenn es ohne die Erinnerung an einen vorzüglichen Mann festzuhalten, bloß als eine Sammlung theater- und kulturhistorischer Dokumente in Betracht käme, daß aber schon durch einen einzigen Brief jene Weihe zu fordern und zu empfangen scheint, welche die Überlebenden der Persönlichkeit Adolf

Sonnenthals schuldig bleiben. Der 86jährige La Roche übermittelt —1880— dem Jüngeren, der in München ~~großen~~ Erfolg hatte, die Grüße Elisabeth Marrs, ~~die da schreibt:~~ »Die Frau Heinrich Marrs läßt ihn grüßen .... Es tat mir wohl, ihn spielen zu sehn, denn ein edler Hauch weht uns aus seinen Darstellungen entgegen.« La Roche fährt fort:

Daß Sie große Sensation in München machen würden, wußte Carl La Roche vorher, und wo denn nicht?!

Aber, lieber Wolf —

NB. »Sparsam nur die Lippen naß gemacht
Hält stets in Amors Diensten Euch in Ehren —
Allzurasche Spende
Macht dem Lied ein Ende,
Und wenn Seufzer winken,
Wird der Mut Euch sinken —
Darum sparsam etc. etc,«

Diese Lehre habe ich in der alten Oper »Hieronimus Knicke« vor 68 Jahren in Danzig gesungen — und stets befolgt!! Aber — jetzt ist es aus, ich bin fertig. Man sagt zwar, daß mit dem 86. Jahre, welches ich am 12. Oktober in Aussicht habe, die wahre männliche Kraft wieder eintrete, aber ich glaube nicht daran, zumal ich dieses Alter auch nicht erreichen werde. denn es geht mir wirklich miserabel und ich habe allen Mut verloren. Alt werden und nicht gesund dabei soll der Teufel holen!

Raimund sang:

»Scheint die Sonne noch so schön.
Einmal muß sie untergehn!
Brüderlein fein,
Mußt nicht traurig sein!«

Ja, der hat gut singen, er hats überstanden.—

Mir schien die Sonne auch oft hell und schön und müßte ich ein undankbarer Hund sein, dies nicht anzuerkennen ....

Nun, lieber Sonnenthal. ruhen Sie ein wenig aus auf Ihren neu erworbenen Lorbeeren und schonen Sie sich nach Möglichkeit ....

Der Baumeister, der Bildhauer, der Maler kann von seinem Kunstwerke sagen: »Dies ist, und es wird sein« — Nicht so der Schauspieler. Nur das Aufgebot aller seiner Kraft gewährt seinem Kunstwerk Vollendung. Jedes reißt ihn näher an das Grab — das sagt nach jeder kräftigen Darstellung die keuchende Brust, seine klopfenden Pulse und das erschütterte Nervensystem, ohne daß er sich rühmen könnte »Dies wird sein! — « Sein Kunstwerk geht dahin, wie das Lächeln über das Gesicht eines Menschen. Drum rede der Freund und Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem was gewesen ist! —

~~Erinnern Sie sich, lieber Sonnenthal, wenn ich einst nicht mehr sein werde, Ihres alten treuen Kollegen~~

~~Carl La Roche.~~

Warum sollte diese ehrwürdige Handschrift, die unter Lebensweisheiten Weisheitslehren Selbstbescheidung in einem erhabenen Tonfall findet, nicht besser und sein als das viele Geschmiere, mit dem eine altersschwache Jugend das Theater ~~korspricht~~, um es in seinem Unwert zu verachten? Es ist, als ob in diesen Sätzen ein Ton von jenem Heros selbst verhallt wäre;

unter dessen Führung der Schreiber in Weimar den Mephisto studiert hat, und sie sind an einen Mann gerichtet, der siebzig Jahre später in Weimar der großherzoglichen Familie den Faust in dem Fauteuil vorliest, »in welchem, wie die Großherzogin freundlich aufmerksam macht, Goethe selbst immer während seiner Vorlesungen gesessen hatte«.

Drum rede der Freund und der Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist. Diese Weisung La Roche's, in so alten Worten so neu gefühlt wie nur Iphigeniens Abschied, hat eine dankbare Überlebende noch einmal an den Schluß des Buches gesetzt. Und damit fassen wir — im Angesicht der uns umgebenden Geschicklichkeit — Mut zum Schmerz darüber, daß Sonnenthals Thräne nicht mehr fließt! Und daß dieser erlahmte Chor unserer Jugendtage verstummt ist, ohne der Jugend zu haben uns heute nicht meht faßbar scheint: eine Glocke, die Charlotte Wolter hieß; ein Hammer, der mit Lewinskys Stimme das Gewissen schlug; und eine Brandung wie des Cyklopen Gabillon; Zerlinens Flüstern; und Mitterwurzers Wildstroms Gurgellaune; eine Tanne im Wintersturme jedoch war Baumeisters Ruf; und eine Lerche, die schwebend stieg wie des jungen Hartmann Ton; vermählt dem warmen Entenmutterlaut Helenens; und Hagel, der durch schwülen Sommer prasselt Krastels Sang; und edlen Herbstes Röcheln Roberts Stimme und Sonnenthals: die große Orgel, die das harte Leben löst. Und aller der Sänger und Instrumente Organ und Manier, deren Verstimmung noch von so eindringlichem Geiste war, daß wir sie bewahren gegen das Gleichmaß, mit dem die Narren der Zeit der Szene ihre Schellen schlagen.

Das Denkmal eines Schauspielers

Unter den vielen Drucksachen, die ich zugeschickt bekomme — als brauchte ich immer neue Belegexemplare für die Erkenntnis, daß aller technische Aufwand der Verbreitung der Geistesschwäche dient —, befinden sich auch solche, deren Format mir die Rücksendung erschwert. Mag Verleger oder Autor glauben, daß ich sie gelesen habe. Ich müßte sie, Kreuzbände im rechten Sinn des Wortes, in ein Postamt tragen, und ehe ich einem Romanidioten zuliebe diesen Weg mache, lege ich ihn lieber zu den übrigen, in einen Winkel, der bis zur nächsten Übersiedlung wartet, um als ganzer ausgemistet zu werden. Ja, ich schlucke den Staub der Zeit, damit der künftige Mieter es rein habe. Ein Titelblatt, ein Verlagsprospekt genügen etwa der Neugier. Nicht unbesehen wandern sie alle, an deren Nichtigkeit so vieler Menschen Kräfte wirkten, in den Winkel. Welch ein Weg, vom Baum, der fallen mußte, durch die Papierfabrik zum Setzkasten, weil der Wahn eines Narren sich am Schreibtisch nicht beruhigen wollte, sondern hundert Hände brauchte, um sich in tausend zu spielen; welch ein Apparat aus Zeit und Nerven, bis der Ehrgeiz eines, der das Alphabet mißbrauchen kann, die Gangart eines Briefträgers beschleunigt, der mir das Rezensionsexemplar bringt. In den Winkel!

Vor solchem Ende bleibe ein Doppelband bewahrt, welchen ich in der nach Monaten ersten freien Stunde durchblättert habe. Die spärliche Pause, die mir, der letzten Beute meiner Jagd, gegönnt ist, wie verbringe ich sie? Nicht mehr vor einem Kunstwerk, weil seine Fülle mich nicht beruhigt, wenn sein Mangel mich in die Arbeit treibt. Unzulängliche Götter lassen mich nicht zur Andacht kommen. Nur Menschliches, das noch kein Nachschöpfer geformt hat, taugt zur Erholung. Doch welche Qual der Hindernisse sperrt den Weg dazu, wenn sie es nicht längst verschüttet hat! Menschen kennen lernen, ist Gefahr ohne Romantik. Aber es gibt noch Verstorbene — immer seltener auch sie — und wird man mit solchen bekannt, so zeigt sichs leicht, ob der Verkehr sich lohnt; und wenn ein abgeschlossenes Stück Menschentum aus Briefen zu uns spricht, so sollen wir umgänglich sein. Ich habe eine Bekanntschaft gemacht, auf die ich stolz bin. Ich habe den wahrsten Menschen kennen gelernt, und es war ein Schauspieler. Adolf Ritter von Sonnenthals Briefwechsel*) — von der liebreichsten Kordelia mit jener beherrschenden Sorgfalt, die nur die Treue hat, gesammelt — läßt eine Gestalt erblicken, die wie das letzte Ebenbild Gottes in ihrer Zeitverlassenheit zum Monument ihrer selbst wird. Von dem Augenblick idealer Lebenserwartung, in dem das Kriehuber'sche Blatt 1859 einen edlen Jüngling vorstellt, bis zu dem ins Jenseits glotzenden Wahnsinn Lears — welch eine Dichtung aus Milde und Männlichkeit, Anmut und Adel, Güte und Größe, die

Komödiant

die Natur zustandegebracht hat, damit ein Komödiant einen Pfarrer lehre, ein Jude den Aristokraten, ein Schneiderlehrling den Weltmann. Nie hat es einen ritterlicheren Ritter gegeben als diesen vollkommensten Darsteller einer bürgerlichen Kultur, deren kläglicher Zerfall noch durch die Harmonie dieser Lichtgestalt geadelt wird. Nie hat ein jüdischer Familienname weniger den Glanz seines Inhalts verleugnet; und so wahr die penetrante Häßlichkeit des Wiener Lebens vor einem Gonzaga nur noch an eine Kommerzgasse denken läßt, die in jenen Schottenring mündet, vor dem man nicht an Schotten denkt, so möchte man vor einem Tal voll Sonne sich immer auch eines strahlenden Menschenlebens besinnen, über das durch alle Alter die unveränderte Gnade eines windstillen Klimas gebreitet war.

Viele Probleme, mit denen sich die Zeit über Wasser hält und die der Zweifel berauscht, um nicht an sich selbst zu verzweifeln, werden zuschanden vor der Einheit eines Menschen, dessen Hingang zu rechter Zeit erfolgt, um den Reinhardt'schen Ensemblewirkungen des Zerfalls Platz zu machen. Der Zusammenbruch der Lebens- und Bühnenwerte vollzieht sich in dem Grinsen einer Generation, die zwischen Gott und dem Schauspieler alles zerzweifelt, was imstande war, ein schöneres Leben als das ihre auf die Beine zu stellen. Die Unfähigkeit zum Gefühl, die wirklich hofft, durch Autos weiter und durch Aeros höher zu kommen, erfrecht sich eines Stilbewußtseins und wirft alles in die Rumpelkammer ihrer Parvenüschaft, was doch so bedeutend war, daß es ableben mußte, um den Mißwuchs das Recht auf Selbstbehauptung zu vermachen. Die Höherwertigkeit eines Zeitalters beweist sich aber nicht an dem höheren Niveau literarischer und sonst gewerblicher Fertigkeit, nicht einmal an dem Dasein vereinzelter schöpferischer Mächte, die nur Boten sind des kommenden Chaos. Sondern sie hat sich an der höheren Aufnahmsfähigkeit bewiesen und an der größeren Bewegtheit der Masse, und die Kultur des Theaters zeigt den Wärmegrad des Lebens an. Ist die Massenkunst schlechter, so ist die Masse schlechter geworden. Nur zwischen sieben und zehn ist unmittelbar das Abbild unseres Zustandes erhältlich,

*) Nach den Originalen herausgegeben von Hermine von Sonnenthal, mit zwei Bildnissen in Gravüre, 24 Einschaltbildern und einem Brieffaksimile. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1912.

2.

nicht durch die Literatur. Es beweist gar nichts gegen eine Zeit, daß die Konturen, in die schauspielerisches Leben eingestellt war, von handwerklichen Federn gezogen ~~wurden~~. Es beweist aber alles für eine Zeit, daß in diesem Grundriß echte Bühnengötter ihre Wunder schufen. Ein öder Mißglaube ist es, der vom Wort und vom Geist jene unmittelbaren Wirkungen auf die Gegenwart ableitet, die allein der Klang und das Weib vermag. Der Sprechkunst, nicht der Sprachkunst ist es vorbehalten, uns selbst zu sagen, wie es um uns selbst bestellt ist. Zum Gedanken führt keine Bühnentür, und der Weg, der ein Säkulum braucht, steht nicht für einen Abend offen. Die Zeit war noch ganz, die halbe Autoren hatte. Die ganzen leben nicht dem Ohr der Gegenwart, sie schaffen das Ohr der Zukunft. Sie sind nicht zu lesen, denn sie gehen auch ungelesen in das Blut. Daß sie durch den Mund des Schauspielers gehört werden könnten, war immer der Irrtum eines Literatentums, welchem Kunst und Bühne nur darum vereinbar scheinen, weil es im gleichen Abstand von beiden lebt. Kein Tropf, der mit der dramaturgischen Forderung an das Theater herantritt, hat sich noch den Kopf zerbrochen, warum denn heute unter verständigen Bühnenbürgern, die Ibsen erläutern können, kein Vulkan mehr ausbricht, keine Leidenschaft, die mit Kean oder Narziß vorlieb ~~nehmen kann~~, um die Erde zu erschüttern. Als ob die Menschlichkeit, die der große Schauspieler ~~schafft~~, vom Wortmacher mehr als das Stichwort brauchen könnte, und als ob die unvergeßliche Gebärde je etwas dem Teil von Shakespeare verdanken könnte, der des Geistes ist und nicht des Stoffes! Und als ob der Gedanke auf die Zunge angewiesen wäre und nicht von ihr, indem er ihr Laute leiht, zugleich gefesselt würde. Als ob, was gehört wird, auch verstanden werden könnte, und was gefühlt wird, nicht vom Sprecher käme sondern vom Wort. Die stickige Zeitluft, in der Schauspieler zu Psychologen werden mußten, tut sich viel darauf zu gute, die Literatur dem Theater nähergebracht zu haben. Aber sie weiß nicht, daß sie hier — zeitweise — bloß mit ihrem analytischen Pech Glück hat. Sie hat das Theater zum Hörsaal gemacht, in welchem zu tausend Einzelnen gesprochen wird, ohne die bindende Kraft, die nie der Begriff, nur der Tonfall vermag. Was sind tausend intelligente Schwächlinge, wenn sie nicht einmal mehr das eine und einzige Weib bilden, das dem Schauspieler erliegt? Die literarischen Gelegen-

heits nacher jener großen schauspielerischen Generation, die nie mehr eine Nachfolge finden wird, die geistigen Korrespondenten eines Sonnenthal, die ihm auch Briefe schreiben, sind die Autoren zwischen Gottschall und Lindau. Sie sind reinlicher als die Handlanger, die heute, entlarvt von schauspielerischem Mittelwuchs, mit ihrer Geistigkeit als solcher dem Publikum Spaß machen, welches sie — Hand auf den Bauch — noch immer bei weitem dem Ibsen vorzieht. Es ist gleichwohl möglich, daß der Kulturhochmut derer, die heute um das Theater herumschwindeln, aus der Mitwirkung eines Philippi an einer Riesenleistung der Wolter, eines Sudermann an einem ihn ~~vollständig~~ umstülpenden Triumph der Helene Hartmann, aus der zeitlichen und räumlichen Anwesenheit der nüchternsten Handlanger bei den heroischen Augenblicken des Burgtheaters dieselben falschen und frechen Schlüsse zieht wie aus der Unentbehrlichkeit des Herrn Buchbinder für den ein Volkstum bezeugenden Genius Girardi. Man beklage den literarischen Defekt und man finde den schauspielerischen Effekt bedenklich. ~~Aber ist es nicht~~ sonderbar, daß das wahre und großartige Leben, das einen Sonnenthal und seinen Umkreis erfüllt hat, noch im Briefwechsel die zweifelhaftesten Kompagnons der Erfolge adelt, und ~~daß~~ das Gefühl, an einer schauspielerischen Leistung sei nur der Text vergänglich, eben vor dieser Briefsammlung zur Gewißheit ~~wird~~? Das Menschentum, das im durchschnittlichen Komödianten verschwindet, um im großen Bühnenschöpfer wiederaufzuleben, und nicht anders als in jeder andern Formkraft, die in den Künsten wohnt, es lebt als ein Beispiel fort und geht — trotz der Ansicht über die Flüchtigkeit des Bühnendaseins — ganz ähnlich in das Gehör der kommenden Geschlechter ein, die es nicht mehr hören können, wie die Bücher, die nicht gelesen werden müssen, um zu wirken.

Dieses hier aber gehört zu jenen, die gelesen werden sollten um einer zeitlichen Wirkung willen: um die Auffassung zu berichtigen, welche die von einer wesenlosen Natürlichkeit beeinflußte Generation von der verflossenen Größe hat, mit deren Schilderung die überlebenden Zeugen ihr zu ihrem Verdruß in den Ohren liegen. Sie hat sich gewöhnt, das Pathos der überlebten Epoche für ein solches zu halten, das schon in seinem Ursprung ein Residuum sein müsse, und es sei eben eine Zeit gewesen, die aus dem Leben, das immer schon nach ehrlichen Kaufhäusern verlangt habe, mit einem dekorativen Betrug herauszuwachsen bestrebt war. Die Kunst einer Wolter könne nichts anderes gewesen sein als der Bühnenausdruck dessen, was sonst eben auf makartisch gesagt wurde. Sie ahnen nicht, daß eben in solcher Zeit die Urkräfte auf der Bühne entfesselt werden. Sie glauben

wirklich, daß ihre dürftigen Eindrücke von geschlossenen Ensembles, durch die ein Regisseur den Willen eines bühnenfremden Autors drückt, sich auch nur annähernd mit den Erschütterungen vergleichen lassen, welche in den ironisch klischierten Achtziger-Jahren einer Jugend zugeleitet wurden, die wenn keinem andern Erlebnis diesem da bis zum Grab die Treue hält. Bei der reinen Flamme, die die Erinnerung an das Dasein eines Lewinsky verklärt, sei's geschworen: hier ist das Lob des Vergangenen die einzige Phrase, die die Wahrheit sagt. Und wie ist dieser Sonnenthal'sche Briefwechsel imstande, die ganze Konvention eines maniervollen Lebens eben wieder glaubhaft zu machen, wenn seine fortwährende Wärme und Würde unserer Zeit verlogen scheinen müßten, weil sie selbst noch in ihrer Fratzenhaftigkeit verlogen ist. Denn die Frechheit des Benehmens ist ihr ganzer Inhalt, aber die Sitten der Vorzeit waren der Spielraum für die Kraft. Davon könnte bei einigem guten Willen dieses Buch überzeugen, in dem hinter keinem Schnörkel ein unechtes Wort ist, mindestens keines, zu dem man sich nicht ein echtes Herz vorstellen möchte. Denn in diesem Schauspieler ist so viel Höflichkeit, daß ihrer nur die Gradheit fähig ist, und so viel Menschlichkeit, daß man erst hinterdrein gewahr wird, ihre Anlässe seien Rollen gewesen und die Träne sei über Schminke geflossen. Spät erst, im Zersplittern jener bürgerlichen Kultur, der ein Schauspieler seine Ritterkrone aufsetzte, mochte es scheinen, als wäre seine Art auch eins mit ihrem Mißklang, und es war möglich, daß ein Ressentiment gegen eine jüdische Presse, die längst die Vertretung der Verfallszeit übernommen hatte, jenen ehrwürdigen Resten unrecht tat. Aber vor dem Buch, in dem sein ganzes reines Leben aufgebreitet liegt, stellt es sich leicht heraus, wie wenig diese Natur mit dem unsaubern Verlauf zu schaffen hatte. Nur wer nicht weiß, daß auf den höchsten Höhen der Schauspielkunst die Quelle des Lebens wieder fließt, kann über die Profession dieses Edelmannes, wenn man sich ihrer nach so viel Feinheit doch vergewissert hat, den Kopf schütteln. Es mag dieselbe Ahnungslosigkeit sein, der auch die Konfession noch heute als Maß für die Tiefe seiner Empfindungen dient. Sein Wesen war mehr, als ihm bewußt sein mochte und als er es sich erlauben wollte, jenem Streitfeld entrückt, wo die Dummheit, die den Menschenwert konfessionell verdächtigt, und die Frechheit, die ihn konfessionell begründet, noch immer miteinander beschäftigt sind.

Der Antisemitismus, der einen Adolf Sonnenthal nicht für voll nimmt, ist von seiner eigenen Leere erfüllt, und die liberale Weltanschauung ist eben dort zu Ende, wo sie sich auf den Darsteller ihrer noch unverbrauchten Humanität zu berufen beginnt, der ein Mensch war, ehe die Händler zur Welt kamen. Eine andere Wehe als ihren angemaßten Tempelgesang hat die Orgel seiner Stimme begleitet. Ertönte sie heute und später, so wäre sie als Sturm geboren, der unter ihnen Schrecken verbreitet. Wohl hatte sie nichts von der feindlichen Urgewalt, mit der die Rede der großen Tragöden das Ohr überrannte, wie die Matkowskys, der Wolter und wahrscheinlich jener Burgtheatergiganten, deren Art der junge Sonnenthal verzückt erlebt hat. Und dennoch hatte sie, wenn sie mit sanfter Überredung sich Eingang verschaffte, die Macht, uns bis zum Herzkrampf zuzusetzen, und wenn sie Goneril verfluchte, so klang sie, als ob Trümmer des Menschentums durch Tränen zerbröckelt wären. Wenn je eine schauspielerische Begabung würdig war, durch ein Denkmal vor dem Gesicht der Taubheit

4

geehrt zu werden, so war es diese, die sicher wie keine zuvor den Umfang des von der Bühne umzufangenden Lebens hatte und die vollkommenste Sprache einer Gesellschaft führte, wie Girardi die eines Volkes. Das Kainz-Denkmal ist, wie es jede solche Verewigung eines trefflichen Einzelfalls von Schauspielerei wäre, in Pietät oder Eitelkeit die Privatsache jener Kreise, die auf die Idee verfielen. Es mag in einer Stadt, deren Persönlichkeit ihre ureigensten Darsteller vergisst und in der es kein Nestroy-Denkmal gibt, als eine andere Kuriosität seinen Platz haben. Sonnenthals Briefwechsel ist bescheidener und deutlicher. Und bleibt eben darum auch der Beachtung jener Passanten entrückt, die Zeitungen lesen. Ausser durch ein paar Notizen hat man nichts von diesem Buch erfahren, in welchem nebst der wunderbaren Geschlossenheit eines Schauspielerlebens, vor dem der faule Zauber aller Ensembles verschwindet, in einer Reihe konventioneller Briefe die ganze Tragödie der Burgtheaterherrlichkeit, der ganze Dahingang einer edlen Bühnenkultur, der ganze Abstieg der Wiener Gesellschaft beglaubigt ist. Und nebstbei noch dargetan, daß Aristokraten ~~zwischen~~ 1860 ~~und~~ 1890 ein besseres Verständnis für die Dinge zwischen dem Geist und der Szene haben als Literaten von 1914. Man hat alzu wenig von einem Buch gehört, aus welchem ein Fürst spricht, an dem man immer wieder mit Staunen gewahr wird, daß er eigentlich nur ein Hofschauspieler ist, aber den zu ehren leibhaftigen Fürsten eine Ehre war / ein Schauspieler, der weit voran der nachkommenden Standesmittelmäßigkeit, die auf soziale Haltung sieht, doch so wenig komödiantische Eigenschaften gezeigt hat, daß man an seinem Schauspielertum zweifeln müßte, wenn man nicht eben wüßte, daß er diesem, ~~und~~ diesem seine ganze Reinheit aufbewahrt hat. Von einem Buch, das selbst dann wertvoll wäre, wenn es ohne die Erinnerung an einen vorzüglichen Mann festzuhalten, bloß als eine Sammlung theater- und kulturhistorischer Dokumente in Betracht käme, das aber schon durch einen einzigen Brief jene Weihe zu fordern und zu empfangen scheint, welche die Überlebenden der Persönlichkeit Adolf

Sonnenthals schuldig bleiben. Der 86jährige La Roche übermittelt —1880— dem Jüngeren, der in München großen Erfolg hatte, die Grüße Elisabeth Marrs/ »Die Frau Heinrich Marr« schreibt sie/ »läßt ihn grüßen .... Es hat mir wohl, ihn spielen zu sehen, denn ein edler Hauch weht uns aus seinen Darstellungen entgegen.« Und La Roche fährt fort:

Daß Sie große Sensation in München machen würden, wußte Carl La Roche vorher, und wo denn nicht?!

Aber, lieber Adolf —

NB. Sparsam nur die Lippen naß gemacht
Hält stets in Amors Diensten Euch in Ehren —
Allzu rasche Spende
Macht dem Lied ein Ende,
Und wenn Seufzer winken,
Wird der Mut Euch sinken —
Darum sparsam etc. etc,«

Diese Lehre habe ich in der alten Oper »Hieronimus Knicke« vor 68 Jahren in Danzig gesungen — und stets befolgt!! Aber — jetzt ist es aus, ich bin fertig. Man sagt zwar, daß mit dem 86. Jahre, welches ich am 12) Oktober in Aussicht habe, die wahre männliche Kraft wieder eintrete, aber ich glaube nicht daran, zumal ich dieses Alter auch nicht erreichen werde, denn es geht mir wirklich miserabel und ich habe allen Mut verloren. Alt werden und nicht gesund dabei, soll der Teufel holen!

Raimund sang:

»Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn!
Brüderlein fein,
Mußt nicht traurig sein!«

Ja, der hat gut singen, er hats überstanden.—

Mir schien die Sonne auch oft hell und schön und müßte ich ein undankbarer Hund sein, dies nicht anzuerkennen ....

Nun, lieber Sonnenthal, ruhen Sie ein wenig aus auf Ihren neu erworbenen Lorbeeren und schonen Sie sich nach Möglichkeit ....

Der Baumeister, der Bildhauer, der Maler kann von seinem Kunstwerke sagen: »Dies ist, und es wird sein« — Nicht so der Schauspieler. Nur das Aufgebot aller seiner Kraft gewährt seinem Kunstwerk Vollendung. Jedes reißt ihn näher an das Grab — das sagt nach jeder kräftigen Darstellung die keuchende Brust, seine klopfenden Pulse und das erschütterte Nervensystem, ohne daß er sich rühmen könnte: »Dies wird sein! — « Sein Kunstwerk geht dahin, wie das Lächeln über das Gesicht eines Menschen. Drum rede der Freund und Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist! —

Warum sollte diese ehrwürdige Handschrift, die unter liebenswürdigen Weisheitslehren Bescheidung in einem erhabenen Roman findet, nicht besser und sein als das viele Geschmiere, mit dem eine altersschwache Jugend das Theater überschätzt, um es in seinem Urwert zu verachten? Es ist, als ob in diesen Sätzen ein Laut von jenem Heros selbst verhallt wäre,

unter dessen Führung der Schreiber in Weimar den Mephisto studiert hat, und sie sind an einen Mann gerichtet, der siebzig Jahre später in Weimar der großherzoglichen Familie den Faust in dem Fauteuil vorliest, »in welchem, wie die Großherzogin freundlich aufmerksam macht, Goethe selbst immer während seiner Vorlesungen gesessen hatte.«

Drum rede der Freund und der Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist. Die Weisung La Roche's, in so alten Worten so neu gefühlt wie nur Iphigeniens Abschied, hat eine dankbare Überlebende noch einmal an den Schluß des Buches gesetzt. Und damit fassen wir — im Angesicht der uns umgebenden Geschicklichkeit — Mut zum Schmerz darüber, daß Sonnenthals Thräne nicht mehr fließt! Und daß dieser große Chor unserer Jugendtage verstummt ist, ohne den Jugend zu haben uns heute nicht meht denkbar scheint: die Glocke, die Charlotte Wolter hieß; der Hammer, der mit Lewinskys Stimme das Gewissen schlug; und eine Brandung wie des Cyklopen Gabillon; Zerlinens Jüstern; und Mitterwurzers Wild~~strom~~s Gurgellaune; eine Tanne im Wintersturm jedoch war Baumeisters Ruf; und eine Lerche, die schwebend stieg wie des jungen Hartmann Ton; vermählt dem warmen Entenmutterlaut Helenens; und Hagel, der durch schwülen Sommer prasselt, Krastels Sang; und edlen Herbstes köcheln Roberts Stimme; und Sonnenthals: die große Orgel, die das harte Leben löst. Und aller der Sänger und Instrumente Organ und Manier, deren Verstimmung noch von so eindringlichem Geiste war, daß wir sie bewahren gegen das Gleichmaß, mit dem die Narren der Zeit und der Szene ihre Schellen schlagen.

BERLIN STADTBIBLIOTHEK

DIE FACKEL

Nr. 389/90 21. JÄNNER 1913 XV. JAHR

Glossen

Das Leben nach dem Leitartikel

Ort der Handlung: ein Ort der Handlung. Personen; Vater und Sohn. Beide blicken verklärt.

Sohn:

In unserer Zeit der sinkenden Schöpferkraft und der abnehmenden Fähigkeit, das Kunstwerk zur Angelegenheit der ganzen Menschheit zu gestalten, ist diese Wiedereroberung wie eine Erlösung nach jahrelanger Sehnsucht.

Vater:

Daß dieses Bild nicht mehr im Prunksaale des Louvre zu bewundern war, daß dieser Akkord in dem wunderbaren Zusammenklang von Schönheit fehlte, das schien trotz aller Wirklichkeit immer etwas Unglaubliches. Das war eine jener Tatsachen des Lebens, mit denen man sich nicht abzufinden vermag, denen immer der Schein der inneren Lüge anhaftet.

Sohn: Du sprichst die Wahrheit, aber von welchem Louvre sprichst Du?

Vater: Von welchem Louvre? Was heißt von welchem Louvre? Von dem Louvre, wo sie nicht achtgeben!

Die Mona Lisa gestohlen! Das war so, als würde man sagen, eine Farbe, ein Duft ist weggenommen aus der Gesamtheit alles Schönen. Ein geistiges Organ, in dem wir alle lebten, das auf alle rückstrahlend seine Herrlichkeit erstreckte, war brutal, mit einem Hieb von uns abgetrennt worden. Die Mona Lisa gestohlen —

Sohn: Auch ich muß zugeben, mich hat seit damals das ganze Leben nicht mehr gefreut.

Vater: Nicht mehr gefreut? Ein Tineff war es ohne der Mona Lisa!

Sohn: Auf die Art hätt' man die Venus von Milo auch stehlen können! Das hätt' noch gefehlt!

Vater: Von mir aus! Die soll ohnehin nicht mehr das sein, was sie einmal war. Ich schwärm nur für der Mona Lisa.

Sohn:

Der ganze Instanzenzug bis zum Staatssekretär der Schönen Künste, bis zum Polizeipräsidenten wurde abgewandelt mit der Frage, wo ist die Mona Lisa? Und niemand fand eine Antwort.

Vater: Schöne Künste das, wo man nicht einmal weiß!

Sohn: Was sind das eigentlich schöne Künste?

Vater: Schöne Künste sind solche, wo nicht verdient wird und wo niemand weiß, wenn gestohlen wird.

Und die Angst war lebendig, daß dieser seltsamste Edelstein in dem Diadem der Kunst verloren sei, verloren —

Hat Pollak aus Gaya gezahlt?

Sohn: Ob er gezahlt hat!

Nun ist dieser Bann gebrochen.

Was war eigentlich so besonderes an der Mona Lisa?

Vater: Das Lächeln!

Wie viel ist gesprochen und geschrieben worden über dieses Lächeln. Wie viel haben die Schwingungen dieses Mundes, die, man möchte sagen, geisterhaft weiche Rundung der Wange abgetastet und alle Rätsel des Lebens und der Liebe hineingelegt.

Sohn: Abgetastet haben sie sie? Ich hätt sie auch abgetastet! War sie fesch?

Vater:

Man sah förmlich, wie die Brauen aus den Poren der Haut hervorkommen und sich wölben, so natürlich, als es nur zu denken ist, und die feinen Öffnungen der Nase seien rosig und zart, aufs treueste nachgebildet.

Sohn: Schattenstein trefft das auch!

Vater: Auch, aber nicht so.

Wer die Halsgrube aufmerksam betrachtete, der glaubte wahrhaftig, das Schlagen der Pulse selbst unter der seidenweichen Haut zu spüren.

Sohn: Mir scheint stark, sie war eine Maske, in welche Leonardo seine eigene Sehnsucht hineinlegte, sein eigenes inneres Heidentum, das sich gleichsam begütigend und ein klein wenig ironisch zu madonnenhafter Freundlichkeit abzuklären verstand?!

Vater: Auch möglich.

Wie immer diese ewige Frage entschieden werden mag, die vielleicht nur so reizend ist, weil sie niemals lösbar sein wird, wir werden es wiedersehen, dieses Lächeln. Wir können uns den Festtag in Paris vorstellen, wenn die Verlorene im Triumphe eingeholt —

Sohn: Die Verlorene? Sie war doch anständig?

Vater: Selbstredend, aber

wären wir noch in Leonardos Zeiten, eine Prozession würde gebildet werden —

Sohn: Schad.

Vater: Warum schad? Was bist Du auf einmal so traurig?

Sohn: Wenn wir noch in Leonardos Zeiten lebten, würden wir nicht dabei sein dürfen.

Vater: Also ein Glück, daß wir nicht noch leben in Leonardos Zeiten! Ich wer' dir sagen,

wir leben nicht mehr in der Epoche, wo die Phantastik in das tägliche Leben eindrang.

Sohn: Wieso? Wir haben doch den Leitartikel!

* * *

Gralsjünger

. . . . Aber während Faust erlöst wird, weil er immer strebend sich bemüht, weil er in rastloser Lebensgier, zuletzt in voller Erkenntnis des Irdischen seine Kraft verbraucht; während er selig wird nicht als reiner Tor, sondern als einer, der in einem maßlos bewegten und schuldvollen Leben trotzdem sein Bestes zu bewahren weiß, wird Parsifal entsühnt, weil er dem Fleisch entsagt . . . . Hier ist wirkliche Abkehr von der »Welt« . . . . Hier ist doch so etwas wie ein Wiederklang der Lehre des heiligen Franziskus, der jenen Ort zum Aufenthalt wählt, wo die Vögel mit Gesang und Flügelschlag sich festlich und heiter tragen, wo sie sich ihm auf den Schoß setzen und ihn begrüßen. Der Karfreitagszauber, das ist für uns das Schönste im Parsifal. Aber wer wollte über dieses Werk als Ganzes anders sprechen, als wie Goethe verlangte, daß man den Euripides tadle, nämlich: knieend . . . . Wir freuen uns, daß nun auch in Wien dieses sorgsam gehütete Krongut enthüllt wurde und daß wir von heute an ein neues Erlebnis haben, ~~das anregend wirken muß und vielleicht neuem Talent und neuem Schaffen die Bahnen weist~~!

Im Vestibül staut sich das Publikum, um den hereinrauschenden Glanz zu bewundern. Und es wird eine wahre Moderevue, ein Einmarsch des ganzen Geschmacks, Reichtums und Prunks, den Wien entfalten kann . . . . Das mondaine Wien hält seinen Einzug. Seide knistert, Diamanten funkeln, Reiher nicken. Es fehlt niemand . . . . Industriekapitäne und Bankmagnaten, Künstler, deren Namen hell und laut klingen, Lebemänner, Operettenkönige und Bühnensterne ziehen die Freitreppe hinauf . . . .

Ein Brausen geht durch das Opernhaus. Bekannte begrüßen einander, es wird gewinkt und genickt, dann erhebt sich alles von seinen Sitzen, die Logengäste statten einander die üblichen Besuche ab, die anderen eilen nach den reichen Büffetts. Ein grandioses leuchtendes Bild entwickelt sich in den Foyers. Bunt, in allen Farben sprühend und glitzernd drängt es dort durcheinander. Man will sehen, gesehen werden. Bewegung machen . . . . Nur wenige bleiben im Theater, gut neun Zehntel des Publikums stürmt zu den Garderoben, um sich in die Mäntel und

Pelze zu hüllen und dann rasch nach dieser seelischen Emotion den Leib zu versorgen. Im Nu, innerhalb weniger Minuten sind die umliegenden Restaurants, die Speisesäle der Hotels, die Cafés überfüllt . . . . Die bereitstehenden Automobile haben vollauf zu tun, um die Hungrigen nach entfernteren Restaurants zu bringen. Jetzt wird das große Opernereignis auch schon herzhafter und dezidierter besprochen. Es kommt zu lebhaften Disputen zwischen den unbedingt Begeisterten und den bedingt Enthusiasmierten . . . . Und als das Weihefestspiel um die elfte Stunde beendet ist, hebt und senkt sich dreimal der Vorhang über der Gralsburg. Schon schreien die Wagenrufer unten mit markerschütternder Stimme nach den Kutschern und Chauffeuren . . . . Eine milde Großstadtnacht begrüßt mit ihrem disharmonischen und doch berauschenden Lärm die Menschenmassen, die sechs Stunden reiner Kunst gelauscht haben . . . Pollack . . . . Stiaßny . . . . Zwieback . . . . Trebitsch . . . .

* * *

Strindberg und Wien

also etwa: der Teufel und der Apfelstrudel — diesen Gegensatz sucht die Irene Triesch auszugleichen. Es ist ihr lebhaftestes Bestreben. Man soll sie nicht stören. Sie ist Gottlob eine intelligente Schauspielerin und muß deshalb nebbich zur Feder greifen. Solcher Unfug wird jetzt immer selbstverständlicher werden, und man muß es ertragen, daß eine Dame, die mit Strindberg so wenig zu schaffen hat wie Wien, ihm um jeden Preis es hier gemütlich machen will. Ausgerechnet in Wien. Er sei hieher »wie in ein Asyl« geflohen, aber Strindberg schreibt: »die fremde Stadt wirkt wie ein Grab auf mich«. Strindberg hat für Wien kein Gemüt gehabt. Das war der Fehler. Er schrieb's in der »Beichte eines Toren«. Der Tor, er hat Wien, wie sagt man doch bei Trieschs, sich nicht zu schätzen gewußt! Was hätte er erst gegen die Gefälligkeit einer Feuilletonistin einzuwenden gehabt, welche sein Andenken in einer Stadt seßhaft machen will, die froh ist, wenn sie unter allen Frauenkennern mit knapper Not den Jeremias versteht? Die Triesch, die es gut meint, meint, Strindberg hätte »unter anderen Verhältnissen« Wien kennen lernen sollen, da hätte er gespitzt! Er hätte bald, »um mich eines echt wienerischen Ausdrucks zu bedienen, das Gemüt entdeckt« — aha—, »das ihm ein tieferes Verhältnis zu Wien vermittelt und auf sein Schaffen von milderndem Einfluß hätte werden können.« Das wär' eine Hetz gewesen! Das hätt' kein Goethe g'schrieben — wie sich ehedem Seidl und

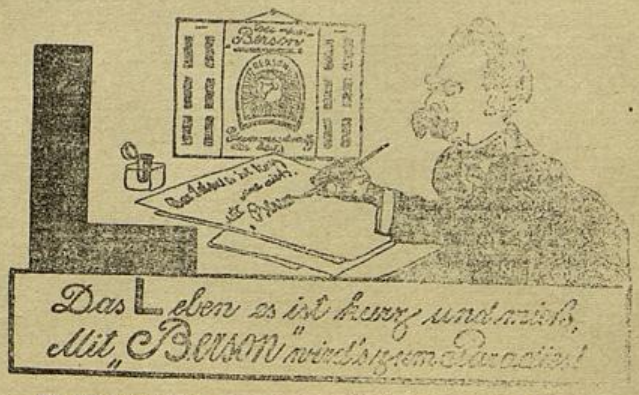
Strindberg ausgedrückt haben. Mindestens hätte er die Sonntagsplauderei übernommen, die jetzt der Ludwig Hirschfeld hat. »Aber sein Sinn war verschlossen.« Darum mußte ihm Wien ganz fremd bleiben, »nicht bloß seelisch, sondern auch künstlerisch.« Man müsse es zugeben, er sei »dem österreichischen Publikum im ganzen nicht vertraut«. (Hier kann sich die Red. nicht zurückhalten, die Anm. zu setzen: »Viele Essays des damals noch wenig bekannten Dichters sind im Feuilleton der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlicht worden.«) »Das wird anders werden,« ruft die Triesch. Das kann nicht mehr so weiter gehen. »Eine für alles Schöne, Bedeutende und Große so empfängliche Stadt wie Wien wird einen Dichter aufnehmen, dem man nur mit offenem Herzen entgegenzukommen braucht, um ihn zu verstehen.« Die Triesch stellt sich das so vor: »Das liebende Mitleid und die mitleidige Liebe, die der Dichter zur Menschheit gehabt hat, und die ihm von der Menschheit wieder zukommen müssen, sie erst führen ihm an der Hand das Verständnis und mit ihm die Bewunderung entgegen, die der mächtigen Stirn des genialen Dichters den Kranz der Unsterblichkeit aufsetzt.« Aufgesetzt von einer Dame, zum Glück von einer Wienerin und sogar einer aus dem zweiten Bezirk. Ob der Mann nach drei Ehen mit diesem Soff zufrieden sein wird? »Daß Strindberg und Wien zusammenkommen, bedarf es vor allem des Herzens. Und wie könnte Wien versagen, wenn man an sein Herz appelliert?« Schon sieht man die Fürstin Metternich, kaum fertig mit der Anregung zur Einführung eines Automaten zur Bestellung von Autotaxis, einen Tangotee veranstalten, bei dem als Clou das bekannte Mitglied des Berliner Lessingtheaters, Frau Irene Triesch, bekanntlich eine gebürtige Wienerin, an der Seite des Herrn Treumann Würstel austeilen wird, nicht ohne in passender Form an das goldene Wiener Herz zu appellieren, mit der Bitte, Strindberg gern zu haben.

* * *

Ein Bild des Grauens

Die Arbeiter-Zeitung hat aus der Fackel das Angebot des Deutschen Volksblattes, seine Textzeile um 4 Kronen zu kaufen, abgedruckt. Aber es ist vielleicht noch sittlicher, die Textzeile um 4 Kronen mit wertlosem Text zu füllen, als unmittelbar hinter dem Text, (unter »Mitteilungen aus dem Publikum«) ~~und~~ gleich nachdem man von »christlich-sozialen Schwindlern« berichtet hat,

einem Publikum, dessen kulturelle Erziehung zum Parteiprogramm gehört, das folgende zu bieten:



Es ist zweifellos das Speiwürdigste, was der Kommerzgeist bisher vermocht hat. Wien, die »für alles Schöne, Bedeutende und Große so empfängliche Stadt«, kommt nicht nur Strindberg, sondern auch Nietzsche mit offenem Herzen entgegen. In Deutschland wurde eine Zeitlang Klosettpapier verkauft, auf dem je ein zur Situation passendes Zitat aus einem Klassiker aufgedruckt war. Dieser Text, der den Genius in den locus verbannte, war eine deutsche Tat. Er stinkt bei weitem nicht an jenes Bild des Grauens heran. Wehrlos liegt der Staat, der Leben, Ehre, Gesundheit und Vermögen schützt, zu Füßen der Kanaille, die die Kultur frißt wie die boa constrictor das Kaninchen.

* * *

Der Bittner und die Bande

Der taufrische Julius Bittner, einer von der sympathischen Sorte jenes deutschösterreichischen Ariers, der im Hause des Juden als Naturbursch gehalten wird — sie beginnen meistens mit B: Bahr, Bartsch, Burckhard, Busson, Bittner, heißen manchmal Hans Hinz Greinz, Kunz, Kinzl, Strobl — soll einen Stoßseufzer zum Schutze der gefährdeten »Burgmusik« ausgestoßen haben und ein alter Wiener nennt ihn deshalb »den herzenskernigen Julius Bittner«. Einigermaßen störend in dem Schwarm urwienerischer Erinnerungen, der hier der Burgmusik nachzieht, wirkt die Gestalt des »Onkel Fischl«, von dem der alte Wiener zum erstenmal auf den Burg-

platz mitgenommen wurde. Auch beschreibt der alte Wiener die Gesichter der hinter der Bande schreitenden Pülcher so:

Da, im unwillkürlichen Betrachten der bunten und im Grundwesen doch einander so sehr ähnelnden Gestalten, hob sich mir besonders eindringlich der eine gemeinsame Zug hervor, der so einzig wienerischen Charakter trägt: der konzentriert pflichtgemäße Ernst, mit welchem diese Leute dahermarschieren, stumm und schweigsam, mit dem Blicke nicht nach rechts oder links stierend, mit dem Gedanken sichtbar ebensowenig ihr ganzes Sein momentan mit dem mechanischen Nachtrotten da ausschöpfend, als wäre damit eine seriöse und nicht abzuweisende Lebensarbeit zu bewältigen.

Der alte Wiener scheint demnach ein junger Budapester zu sein, der im Berliner Café des Westens mit Adjektiven zu zahlen pflegt. Aber das macht nichts, er ist doch ein ganzer Kerl und der »herzfrische, wirklich schmetternde Weckruf Julius Bittners« hat ihn »ganz ordentlich gepackt«. Andere schläfert so was ein. Auch mich ermuntert weniger die wienerische als die antiklerikale Note, die dieser Freigeist anschlägt und mit der er den Juden die Furcht vor dem Teufel ausredet. Jede Redaktion hat jetzt einen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und der bei besonderen Gelegenheiten über Gott und die Welt nachdenken muß. Von Zeit zu Zeit kommt der Herausgeber nachschauen, ob dem Goi schon etwas Herzbewegendes eingefallen ist. So etwas, wo man einen Juchezer tun möcht am Sonntag und den kreuzbraven Kerl umarmen vor Freud'. Bittner, süffig wie ein unter die Tinterln geratener Gambrinus, kämpft für gesunde Sinnlichkeit, löst ihr die Ketten und tritt gegen die Kutten für die Kitteln ein. Er hat uns zu Weihnachten ein dramatisches Gedicht in einem Aufzug, »Der Mönch«, geschenkt, und ich verpflichte mich, wenn er es mir zur Vorlesung überläßt, einen jener Heiterkeitsausbrüche zu erzielen, die mir von meinen Wirkungen die am wenigsten sympathischen sind. Es ist in Versen und tiefer Weisheit voll wie ein noch nicht angezapftes Bierfaßl.

Wenn du das Leben überwinden willst,
mußt du es zu begreifen trachten.

Meint der milde Abt. Der junge Mönch betet in »enger Klosterzelle«, aber selbstredend winkt ein Blütenzweig, ein Mädchenlachen zum Fenster herein. Der Laienbruder kommt. Der junge Mönch fragt: »Was ist?« »Frühling, Bruder!« Der Frauenchor:

Laia, laia, Maiblumenkranz!
Wir schreiten einen Reigentanz.
Mein Bursch trägt einen Veilchenstrauß.
Das heißt: Mein Mädl, komm heraus!

Aha, die Sinne locken. Ein hagerer Mönch ist dagegen. Der Frauenchor meint:

Heia, heia, Fiedelmann!
Will das Spielen und Geigen nit lan.
Heia, hei, mein Tanzgespiel,
wie ich dich nächtens küssen will.

Ein bleicher Mönch ist dafür:

Aber die leben —!
Die sollen leben.
Die sollen genießen,
die sollen lieben,
die sollen's treiben,
wie die Väter 's getrieben.

Warum nicht, recht hat er. Der Frauenchor sekundiert:

Komm, mein Junge, und fasse Mut!
Komm, ach komm: ich bin dir gut.
Deine roten Lippen sind heiß.
Wart', wie ich sie dir zu kühlen weiß.

Der bleiche Mönch rät:

Brich die Ketten, die dich halten,
brich die Fesseln, brich es,
dein Gelübde!

Der junge Mönch antwortet: »Gelübde? Nein, das kann ich nicht!« Und doch! Der Frauenchor verspricht, heut' nacht unter blühenden Bäumen kein' Stunde zu versäumen. Der junge Mönch kennt sich nicht mehr aus. Er taumelt einige Schritte vor: Nein, nein! Ich darf nicht! (Innerer Kampf.) »Du kriegst mich nit!« Er sagt nit mehr nicht, er sagt bereits nit, er läßt schon mit sich reden. Auf einmal ertönt eine Mädchenstimme:

Nimm hin dein Mädl zur Seligkeit,
zu treuer Liebe in Ewigkeit!

Der junge Mönch ruft: »Zu viel!«, jauchzt und springt hinunter. »Der Laienbruder stürzt herein. Auf ihm das Entsetzen.« Der hagere Mönch fragt: »Was ist?« Der Laienbruder deutet: »Dort!«

Er ist durchs Fenster hinunter.
Drunten liegt er. (Heulend.)
Tot, tot!

Der hagere Mönch sagt: »Satanas, Satanas, apage!« Der Laienbruder meint: »Zum Abt!« (Beide ab, wie von Furien gehetzt.) Der bleiche Mönch kommt, zertritt selbstredend den grünen Zweig und trifft weitere Veranstaltungen, damit der Vorhang fallen kann.

Mit solchem Schwachsinn macht sich ein kerngesunder Laienbruder — exorceo te — zu Weihnachten bei den Israeliten beliebt. Er zündet ihnen den Christbaum als ganzen an, damit sie auch eine Freud' haben, der gute Kerl. Die Bande zu zerreißen, rät er einer Bande, die leider durch nichts gefesselt ist. Ich zerreiße diese Bande. Er soll lieber für die Erhaltung der Banda eintreten. Wie andere mit dem Fleisch fertig werden, geht jene nichts an, die keinen Geist haben, und in der engen, dreimal gespaltenen Klosterzelle ist es nicht behaglich, wenn die Burgmusik hereindringt.

* * *

Garantiert echt

Die Bearbeitung Nestroys durch den Herrn Birinski bestand also darin, daß er ein Stück von Nestroy durch Sätze und Couplets von Nestroy entstellt hat. In Don Carlos, von Birinski bearbeitet, heißt es also nicht etwa: »Wo alles liebt, kann Carlos allein nicht broiges sein«, sondern: »Durch diese hohle Gasse muß er kommen!« Ein Zobel trägt also nicht etwa Hasenhäuteln, sondern einen echten Zobel. In Rußland würde man, wenn man also nicht zufällig russischer Flüchtling wäre, für solche Bearbeitung nach Sibirien geschickt werden. In Österreich schweigt die Nestroy-Forschung. Die Kritik drückt ein Auge zu.

. . . . Übrigens man muß der Bearbeitung eins zugute halten: sie vermeidet Geschmacklosigkeiten, bringt keinerlei moderne Couplets, sie versucht es, Nestroy mit Nestroy zu restaurieren, möglichst ohne fremde Geisteselemente, und wenn sich irgendwo ein verschämter Birinski eingeschlichen hat, bemüht er sich, säuberlich im Jargon von 1840 zu bleiben.

Also in welchem?

* * *

Der Sieg des Walzers über den Tango

Ich bin ja nicht sehr von der Verabredung, Tango zu tanzen, erbaut, aber furchtbar stelle ich es mir vor, wenn der Walzer über den Tango siegt. Es soll auf dem Semmering geschehen sein. Dort, wo Leben und Treiben herrscht. Nach einem Tag des fröhlichen Wintersportes. Da erwacht

jenes Bedürfnis, das sich immer einstellt, wenn junge, wohlgelaunte Menschen in feierlicher Abendkleidung beisammen sind: Sie wollen

tanzen. Zuerst Tango. Aber das ist nichts für Wien. Plötzlich wird der Ruf: »Walzer« laut. Findet sofort ein hundertfaches Echo. Der Kapellmeister lächelt. Alles ist wie verwandelt/
Die jungen Mädchen schmiegen sich mit roten Backen beglückt in die Arme ihrer Herren, die Mamas nicken ihren ergrauten Gatten zu und drehen sich mit ihnen umher und der ganze Saal ist
zum hineinbeißen. So gefällts mir. Ich habe das Tanzen immer für eine der ärgsten Schweinereien gehalten. Für die feige Erlaubnis, sich öffentlich alles zu erlauben. Für das Zeremoniell der Geilheit. Für die Form, in der eine Moral, die sich vor der Liebe fürchtet, Mut bekommt und Mama das Knutschen erlaubt hat. Ja, selbst noch hin und wieder darauf happig wird. Der Tango fatiert das immerhin, er ist wenigstens der Totentanz des untergehenden Geschlechtes: Mann und Weib messen einander, welcher Teil dem andern mehr versagt, ihn mehr heruntergebracht hat. In Wien halten wir Gottseidank noch nicht so weit, und darum kann der Walzer über den Tango noch siegen. Muß das schön gewesen sein, wie auf dem Semmering in das Treiben auf einmal Leben kommt. Nein, der Tango konnte den Walzer nicht umbringen,
so wenig wie der »Cocktail« oder der »Whiskey« bei uns den Gumpoldskirchner verjagen können.

Mir san mir! riefen die harben Kommerzialräte auf dem Semmering, als man ihnen zumutete, Tango zu tanzen.

* * *

Aus dem dunkelsten Österreich

»Hotelier Sukfüll führte aus, ... der Gast bestehe vor allem darauf, dem Personal, das ihn bedient, nach seinem Belieben Trinkgeld zu geben. Auch die Angestellten seien mit dem System der Prozente nicht zufrieden. Der Gast, der in Österreich ein Hotel aufsuche, sei gewohnt, individuell bedient zu werden. In vielen Betrieben Österreichs suchen die Gäste die Kellner durch ein Trinkgeld im vorhinein für sich zu gewinnen. Der Landesverband für Fremdenverkehr möge die Frage ruhig den Hoteliers überlassen.«

Wie wahr, wie wahr! Wenn der Österreicher von der Mutterbrust wegkommt und ins Leben hinaustritt, setzt er seinen eigenen Kopf auf. Er läßt sich seine Freiheit nicht nehmen. Er besteht darauf, dem Personal Trinkgeld zu geben. Wenn ihm wer in den Arm fallen will, wird er schiech. Auch will er kein Herdentier nicht sein, sondern im Hotel sofort als Individualität, die er ist, durchschaut, anerkannt und darnach behandelt werden bitte.

Um vom Kellner richtig bedient zu werden, bedient er zuerst den Kellner. Er lebt, um Kellner für sich zu gewinnen. Er hat überhaupt keinen andern Daseinszweck, wenn es ihm zufällig versagt ist, selber ein Kellner zu werden. Er ist es von Natur, aber er verfehlt zuweilen seinen Beruf und wird Gast. Das erste, was er tut, wenn er ins Hotel kommt, ist: er sucht den Kellner zu beeinflussen. Hat er ihn auf seine Seite gebracht, ist es ihm gelungen, ihn durch ein Trinkgeld zur Annahme eines Trinkgeldes zu bewegen, das er dann aber auch nach Belieben verabreichen will, und hat er es sohin erreicht, als Individualität gewürdigt zu werden — so hat er ein Recht, an den Kellner, der ihm die Speisekarte hinhält, die Frage zu richten: »Was können Sie mir empfehlen?« Sagt der Kellner: »Was auf der Karte steht«, so wird der Gast lebensüberdrüssig, denn er erkennt, daß der Kellner ihn für einen von den vielen hält, für einen, der bloß essen will und weiter nix. Essen, ohne zu hören, was es Neues gibt. Manchmal kommt es dann vor, daß der Gast den Kellner barsch zur Anerkennung seiner Individualität zwingt, indem er ihn anschreit: »Was stehn S' denn da und empfehlen S' nicht?« Empfiehlt der Kellner und hat der Gast eine Dame neben sich, so hat die Empfehlung zu lauten: »Laßt sich die Dame ein schönes Schnitzerl machen oder ein Ramsteckerl oder vielleicht ein Ganserl die Dame!« Der Beisatz »die Dame« ist nichts weiter als eine Zuspeis' der individuellen Behandlung, die sich auch auf die Dame erstreckt. Die Empfehlung hat vor der toten Karte entschieden das eine voraus, daß dischkuriert wird und zwar sowohl vorher wie nachher. Denn was auf der Karte steht, ist nicht mehr da und wird vor den Augen des Gastes einfach gestrichen, während nach der Empfehlung der Kellner in die Küche geht und erst viel später und mit dem ausdrücklichen Bedauern, nicht mehr dienen zu können, zurückkommt. Hat ein Gast es solcher Art in Wien durchgesetzt, als Individualität anerkannt zu werden, so kann er unter Umständen sogar Hotelier werden. Der Hotelier ist der höchste Vorgesetzte des Gastes. Vom Hotelier gegrüßt zu werden, ist eine Annehmlichkeit, der zuliebe der Österreicher überhaupt ins Gasthaus geht. Vom Hotelier gekannt zu werden, ist eine Ehre, die nicht jedermann zuteil wird. Aber vom Hotelier angesprochen zu werden, ist die höchste Entschädigung, die einem für den Ärger über einen Schlangenfraß zuteil werden kann und dafür, daß man einen

Kellner, der einen weder individuell noch anders bedienen will, durch kein Trinkgeld für sich gewinnen kann. Wer von uns, die wir einen Namen haben und deshalb im Gasthaus nicht unbeachtet bleiben, hat es nicht schon erlebt: man sitzt da, verlassen und verkauft, verwünscht diese niederträchtige österreichische Romantik der Lebensmittel, sehnt sich zu den Hottentotten oder nach Berlin, also dorthin, wo der Wiener infolge Bequemlichkeit ›Abfütterungsanstalten‹ vermutet, möchte mit Tellern werfen und mit Messern stechen, kann es aber nicht, weil man gerade im Stadium der Auflösung ist — da beugt sich ein käsweißer Mann über dich, ein Todesengel namens Zeppezauer, und spricht, mählich lebhafter werdend, die Worte: ›Das Wetter scheint sich nach der letzten mineralogischen Diagnose zu klären und dürfte auch wieder der Zuspruch ein regerer werden, waren gewiß verreist, schon recht, ja jeder hat heutzutage zu tun, man merkts überall im Gewerbestand, die Einflüsse von der letzten Entspannung, ein Doktor, auch von der Zeitung, was im Ministerium die rechte Hand is, hat selbst gesagt, mirkwirdig, hm, aber mir scheint, heute keinen rechten Appetit, grad heut, schade, das Vordere, alle Herren loben sichs, nun dafür das nächste Mal ein Protektionsportionderl von der Zeppezauerschnitte — Pfiadl abservieren, schlaft wieder der Mistbub, also djehre djehre — —‹

* * *

Das wollen wir uns anschauen, ob ich nicht die Mauer anschauen darf!

›.... Als er das Lokal verlassen wollte, sei der Angeklagte auf ihn zugetreten, habe ihm vorgeworfen, daß er ihn und das Personal sekkiere, daß er mit dem Rücken gegen hohe Gäste sitze, und habe ihn schließlich ersucht, ihn nicht mehr mit seinem Besuche im Kaffeehause zu beehren ....

.... Der Angeklagte bot einen umfangreichen Wahrheitsbeweis in der Richtung an, daß der Kläger als Gast in seinem Kaffeehause durch fortwährende Nörgeleien ohne Rücksicht auf die anderen Gäste, unter denen sich Offiziere nnd höhere Gerichtsfunktionäre befinden, das Personal zur Verzweiflung gebracht und insbesondere stets mit dem Rücken gegen die Gäste, der Mauer zugekehrt, gesessen sei ....

.... Der Zeuge erklärt, daß ihm der Kläger durch drei Monate im Kaffeehause aufgefallen sei. Erstens habe der Kläger immer gebrummt, wenn jemand am Nebentische geraucht habe, dann habe er fortwährend den Kaffee zurückgeschickt und drittens sei er stets mit dem Rücken gegen die Gäste, der Mauer zugekehrt, gesessen ....‹

Ich bin gewiß eine friedfertige Natur, die froh ist, wenn man sie in Ruhe läßt. Ferne sei es von mir, zu brummen, wenn am Nebentisch geraucht wird. Ich werde auch nicht fortwährend den Kaffee zurückschicken. Ich will nicht nörgeln, nicht sekkieren und das Personal nicht zur Verzweiflung bringen. Ganz still will ich sein und alles ertragen. Aber ich behalte mir erforderlichenfalls vor, ich lasse es mir nicht nehmen, keine Macht kann mich daran hindern, mit dem Rücken gegen die Gäste, der Mauer zugekehrt, zu sitzen, insbesondere stets, wenn man mich rechtzeitig darauf aufmerksam macht, daß es hohe Gäste sind, gegen die man nicht mit dem Rücken, der Mauer zugekehrt, sitzen darf.

* * *

Das hätte ich nicht erfinden können

[Ein vierfacher Wagenzusammenstoß.] Durch die Unvorsichtigkeit eines Kutschers wurde gestern nachmittag auf dem Franz Josefskai der Zusammenstoß von vier Wagen verursacht. Gegen 3/4 6 Uhr abends stand ein Fiaker, den der Kutscher Oskar Schner lenkte, vor dem Café Residenz auf dem Franz Josefskai 31. Der bei der Internationalen Transportgesellschaft bedienstete Kutscher Franz Ertel kam mit seinem zweispännigen, mit Kisten beladenen Wagen vom Morzinplatz auf den Kai und wollte ordnungswidrig die Kurve schneiden. Er fuhr an den Fiaker derart heftig an, daß der Türschlag beschädigt wurde. Als nun die beiden Wagen aneinandergefahren waren, war die Straße verlegt, und der Kutscher Georg Erschinger wollte, als er von der Marienbrücke mit seinem zweispännigen Paketwagen der Poststation Simmering, Am Kanal Nr. 527, gegen den Morzinplatz fuhr, den beiden Wagen ausweichen. Er fuhr aber bei dem Versuch an einen entgegenkommenden Straßenbahnwagen der Linie »EK« an. Durch den Zusammenstoß wurde Erschinger vom Bocke geschleudert. Er blieb zum Glücke unverletzt. An dem Motorwagen wurde die Vorderwand eingedrückt. Ertel ist an dem doppelten Unfalle schuldtragend. Die Strafamtshandlung ist eingeleitet.

Das hätte ich nicht erfinden können. Es ist ein Stück Wiener Natur, gesehen durch das Temperament eines Weltblattes. Es ist die endgiltige Plastik des hiesigen Daseins, das vor seiner Unabänderlichkeit zum dasigen Hiersein zwingt. Nicht, daß sie zusammenstoßen müssen, wenn hier vier Wagen fahren, und nicht daß was hier geschieht, auch in seiner Unmittelbarkeit gesehen wird, sondern die Identität des Geschehens und Sehens schafft das Bild dieser Welt. Es ist so: auf der Straße des Wiener Lebens hat jeweils nur eine Individualität Platz: der Kutscher Oskar Schner oder der Kutscher Franz Ertel oder der Kutscher

Franz Erschinger oder der Straßenbahnwagen, der auch eine Individualität ist, denn wenn man auch nicht weiß, wie der Motorführer heißt, so heißt jener doch »EK«. Nur eine Individualität hat Raum, will sich ausleben, gesehen werden. Nun geschieht es aber, daß der Kutscher Oskar Schner um 3/4 6 Uhr abends auf dem Franz-Josefs-Kai steht. Aber wo? Bei Nr. 31. Was befindet sich dort? Das Café Residenz, das unter der bewährten Leitung steht. Wir würden uns gern dabei aufhalten, aber es handelt sich jetzt nicht um den Cafétier, sondern um den Kutscher. Er steht da. Vor dem Café Residenz, welches sich auf dem Franz-Josefs-Kai 31 befindet. Das ist klargestellt. Da kommt nun der Kutscher Franz Ertel, der bei der Internationalen Transportgesellschaft bedienstet ist — für Details ist keine Zeit — mit seinem zweispännigen, mit Kisten beladenen Wagen. Von wo? Vom Morzinplatz. Wohin? Auf den Kai. Und fährt den Fiaker, eines der gediegensten Zeugeln, heftig an, so daß. Nachdem nun einmal der Türschlag beschädigt ist, bleibt die Straße verlegt. Der Ausblick war schon durch die riesenhafte Erscheinung des Kutschers Oskar Schner gesperrt, jetzt ist es auch der Verkehr, der sich bis dahin doch mühsam durchquetschen konnte. Wenn man nur wüßte, wie der Wachmann heißt, der nicht da ist! Dafür ist plötzlich der Kutscher Georg Erschinger da. Sehen wir uns einstweilen den Kutscher Georg Erschinger an, von wannen er kam und wohin er fahren wollte. Er kam von der Marienbrücke mit seinem zweispännigen Paketwagen der Poststation Simmering, Am Kanal Nr. 527, und fuhr gegen den Morzinplatz. Ja, was will denn der da? Das ist ja ein dritter! Wir möchten uns vor Zerstreuung bewahren, aber er ist nun einmal hier und zieht uns in seinen Bannkreis. Er wollte ausweichen, wollte sich unserer Beachtung entziehen, aber wenn eine Individualität ausweichen will, stößt sie bei dem Versuch unfehlbar an einen entgegenkommenden Straßenbahnwagen der Linie »EK« an. Das verwirrt vollends. Das hat uns noch gefehlt! Durch den Zusammenstoß wurde Erschinger vom Bocke geschleudert. Das ist bedauerlich, er blieb aber gewiß in der Luft hängen, wie auf einem Bild von Schönpflug, von dem ja dieser ganze Zusammenstoß und dieses ganze Wiener Leben überhaupt ist. Er blieb zum Glücke unverletzt. Zum Glücke: da klingt das goldene Wiener Herz! Aber es kann ja auch nicht anders sein; was vom Schönpflug kommt, fällt nicht auf die Erde. Was geht, steht; was steht, fällt. Das sind Gefahren. Aber — zum

Glücke — was fällt, hängt; was hängt, steht; was steht, bleibt; was bleibt, ist ein Dreck. Also eine Individualität. Drei waren zuviel. Man soll das Schicksal nicht versuchen. Es kann einmal schief gehen. Seien wir froh, wenn nur das geschieht, was ich nicht hätte erfinden können.

* * *

Ein Jungbrunnen

Illustrirtes Wiener Extrablatt

Eine hundertjährige Leserin des „Extrablatt".

Frau _____ in Schöllschitz in Mähren hat kürzlich ihren hundertsten Geburtstag gefeiert. Sie lebt bei ihrer Tochter und erfreut sich einer staunenswerten Rüstigkeit. Frau _____ ist die Witwe eines Schneidermeisters, mit dem sie 47 Jahre in glücklicher Ehe gelebt und dem sie acht Kinder geschenkt hat, von denen aber nur noch die jüngste Tochter am Leben ist. In ihrem 97. Lebensjahre wurde die Greisin von einem Wagen überfahren und man brachte die Schwerverletzte in das Brünner Krankenhaus. Der Kunst der Aerzte gelang es, die hochbetagte Matrone wieder vollständig herzustellen. Frau _____ nimmt das lebhafteste Interesse an allen Vorgängen in der Welt, sie ist seit Jahrzehnten eine eifrige Leserin des „Extrablatt" und wartet täglich mit Ungeduld auf das Eintreffen der neuen Nummer....

Ja, so sieht sie aus. Durch ein Dickicht von Runzeln dringen die Blicke, die das Extrablatt nicht erwarten können. Sie hat sich bewahrt. Es hat sie rüstig erhalten. Hundert Jahre sind in dieses Gesicht gekerbt, aber die Augen sehen ruhig

und gottergeben dem Moment entgegen, da das Extrablatt erscheinen wird. Mit 97 hat sie einen jener Unfälle erlitten, die das Extrablatt interessieren. Aber sie wurde wie durch ein Wunder gerettet, sie lebt und interessiert sich für das Extrablatt. Weiter, weiter. Bis eines Tages die zitternden Hände etwas fassen wollen, Urenkel die Bibel reichen und eine verhauchende Stimme abwehrt: Ex—

* * *

Hof- und Personalnachrichten

— Bei der Vorlesung Franz Höbling, über die schon berichtet wurde, hat der Künstler auch die sinnigen Gedichte »Das arme Königskind«, »Das Märchen« und »Verhext« von Herma v. Skoda vorgetragen. — Am Schlusse des letzten Abendgottesdienstes im israelitischen Tempel zu Lemberg hielt Rabbiner Dr. Guttmann eine Predigt, deren Thema er mit dem 65jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers verknüpfte.

* * *

Die Rauchplage

Sie leidet jetzt wieder an Verkehrsbeschwerden. Vielfach wird ihr aber schon geholfen. Es finden sich Fachleute, die ihr etwas vom Gebrauch einer »feuerfesten Kohle« auf den österreichischen Bahnen erzählen, und sie fühlt sich erleichtert. Es drückt sie nichts mehr: sie druckt alles. Wenn's nur den Banalitätston der Leidensgenossenschaft hat. Ihr ist wohl, aber in den Eisenbahnämtern haben sie sich krank gelacht. Sie ist schon ganz angeschwärzt von Ruß und Rauch, über die sich die Einsender beschweren. Aber da sie die Luft in den Kohlenbergwerken vertragen hat, kann ihr auch die Rauchplage nichts anhaben. Sie weiß, daß es feuerfeste Kassen gibt: so traute sie auch der feuerfesten Kohle. Es war ein Eisenbahnunglück. Sie wird, wiewohl es »zur Tradition gehört, auf der Fahrt über den Arlberg die Fenster zu öffnen«, sie schließen, wenn wieder Verkehrsbeschwerden hereinfliegen. Denn der einzige Ruß, auf den noch ein Verlaß ist, ist ja doch das bekannte Herrenhausmitglied.

* * *

Kusch!

Der aufgeregte Hethiter, der die Forderungen der Welt überspannt, um sie zu erfüllen, bellt unaufhörlich die schönsten

Titel in die Ereignisse: »Arbeitsfleiß zu Weihnachten im Abgeordnetenhause.« »Arbeitslust des Herrenhauses vor dem Neujahrstage.« »Starker Eindruck der Sitzung des Herrenhauses in der Öffentlichkeit.« »Wichtige Erklärung des Grafen Stürgkh über den Ex lex im Budget.« Man sollte endlich eine Wasserspritze nehmen und in den Hof des Hauses, in dem wir nicht mehr Ruhe haben, hinunterrufen: »Nein, heute und die folgenden Tage nichts zu handeln!«

* * *

Karpath

besitzt, was als punctum saliens nicht oft genug hervorgehoben werden kann, eine Bildung, die ein Rüstzeug ist. Mit Recht ergänzt er die Bemerkung, daß niemand berufener war als Max Kalbeck, die Brahms-Biographie zu schreiben, durch das Wort: »The right man on the right place!« Noblesse oblige. Er schildert uns, wie Kalbeck sein Werk, ein Standard-Work, geschaffen habe; wie dieser klagte, daß er »alle seine Kräfte anspannen müsse, um an den Rand zu kommen«, und daß er »vielleicht nicht in der Lage sein werde, den Schlußpunkt anzubringen«, während, wie erinnerlich, nach Karpaths Ansicht Schönberg noch lange nicht aufgehört hat, sein Schaffen mit einem Schlußpunkt zu versehen. Kalbeck ist es aber inzwischen doch gelungen, ja mehr als das, es glückte ihm sogar, »selbst zu dem ernstesten Thema einen Kontrapunkt zu finden«. In statu nascendi. Was Brahms betrifft, so hat er »an dem öffentlichen Leben teilgenommen, ja mitten drin in diesem gestanden«. Er soll sich »des hohen Wertes bewußt gewesen sein, den ihm ein gütiges Schicksal in der Person Max Kalbecks zugeführt hat«. Ähnlich gehts Kalbeck mit Karpath, das muß sanssouci zugegeben werden. »Ein Mann wie Kalbeck mußte in der Werkstätte eines Johannes Brahms rasch Bescheid wissen.« Ein Mann wie Karpath in der eines Kalbeck. Man kann last not least sagen: Karpath opfert dem locus genii.

* * *

Kulturplauderei

Nichts von den üppig ausschweifenden Vermutungen ist eingetroffen. Kein Wahnsinniger hat sein Messer gegen dieses Denkmal der Schönheit gerichtet, kein amerikanischer Milliardär es im stillen Kämmerlein als kunstfanatischer Sonderling aufgehängt

Das stille Kämmerlein eines amerikanischen Milliardärs dürfte, auch wenn es nicht die Mona Lisa birgt, eine Sehenswürdigkeit sein. Dagegen scheinen bei uns in der alten Welt wieder Sitten zu bestehen, die auch merkwürdig sind:

Gar nichts Besonderes ist geschehen. Ein Dieb, ein ganz gewöhnlicher Dieb, der sich ein Stück Geld verdienen wollte .... hat die »Gioconda« gemütlich von der Wand genommen .. ohne Schwierigkeit, wie man etwa einen Nippesgegenstand vom Tisch eines verlassenen Zimmers wegträgt. Niemand hat ihn dabei gestört, und man kann nur froh sein, daß .... Jedenfalls reizt die Tatsache, daß man unsere Wiener Hofmuseen nicht einmal mit einer kleinen Aktentasche betreten darf .. zu allerhand Vergleichen und Perspektiven.

* * *

Die Phrase hat recht

Anläßlich des Druckerstreikes wurde beklagt, daß viele Drucksorten nicht geliefert werden konnten, und die Hoffnung ausgesprochen, daß es gelingen werde,

den Verlust sehr wertvoller Tage mit Nachdruck wieder einzubringen.

* * *

Ein Verlorener

»Hugo v. Hofmannsthal, der Dichter des ‚Jedermann', hat seine Kunst in den Dienst des Films gestellt. Bedarf es noch eines stärkeren Beweises, daß das Kino literarischen Ehrgeiz hat und daß es die Autoren findet, die es braucht, um seinen Ambitionen gerecht zu werden?«

O ja, es bedarf noch eines stärkeren Beweises. Denn daß Herr v. Hofmannsthal seine Kunst in einen Dienst gestellt hat und zwar in den des Films, beweist nicht, daß das Kino literarischen, sondern daß Herr v. Hofmannsthal kaufmännischen Ehrgeiz hat. Da das Werk des Herrn v. Hofmannsthal tief unter dem literarischen Niveau des Kinos steht, dürfte auch dieser Ehrgeiz nicht befriedigt werden. Daß das Kino die Autoren, die es braucht, findet, wird allerdings durch den Fall des Herrn v. Hofmannsthal bewiesen. Aber an solchen Fällen zeigt es sich dann auch immer, daß das Kino die Autoren, die es findet, nicht brauchen kann. Lese, wer den nach Libretti des Herrn v. Hofmannsthal noch nötig hat, eine Jugendliebe zu begraben, die Inhaltsangabe des Kinodramas »Das fremde Mädchen«. Wenn der Dichter Paul Wilhelm sich entschließen wollte, seinen zähen Idealismus den

Ansprüchen des Lebens zu opfern und seine Kunst in den Dienst des Kinos zu stellen, ein größerer Dreck könnte schwerlich das Ergebnis sein. Dichter, die so etwas können, waren natürlich nie we h·. sondern nur ein Lichtspiel der Zeit. Das Entsetzliche ist aber nicht, daß sie sich enthüllen, sondern daß es heute eine Möglichkeit gibt, mit der mühelosesten Erniedrigung Geld zu verdienen. Frauen, die es von Natur können, werden gesteinigt. Wenn es Frauen der Gesellschaft sind, so heißt es nicht, es sei ein Beweis für den sozialen Ehrgeiz der Prostitution, daß jene ihre Schönheit in den Dienst des Strichs gestellt haben. Dichtern, die auf den Film gehen, wird nicht einmal eine Enttäuschung nachgetragen.

* * *

Ein reiner Künstler

»Arthur Schnitzlers dreiaktiges Theaterstück ‚Liebelei', das bekanntlich auch vertont worden ist, wird bereits im Januar als Film erscheinen. Der Dichter hat für die Vorstellung seines Werkes eine Reihe von Bedingungen gestellt, so z. B. dürfen keine Untertitel gegeben werden und keine Briefe vorkommen.«

* * *

Das Problem

Ober und unter dem Strich gellt es jetzt, anläßlich der Bluttat des Grafen Mielzynski, von: »Töte sie!« — der jüngere Dumas — Ha! — Manneswürde — Schnitzler — man will doch nicht der Hopf sein — Bahr verzeiht — oder hat nichts zu verzeihen — und doch! — Problem — Konflikt in der Seele des Fabrikanten Hofreiter — über den Haufen schießen — Schloß Dakowymokre — Hu! — Auernheimer — töte sie oder schreibe wenigstens ein Feuilleton — Der Graf hat bereinigt — diese Gräfin Potocka — töte sie oder vergleiche sie mit der andern — in ihr muß so etwas wie eine Frau des Claudius gesteckt sein — der Ehebrecher mißbraucht schamlos die Gastfreundschaft und wir sehen, wie er wie ein trunkener Faun zu ihr taumelt mit zwei m — der Graf Richter und Henker zugleich — wenn du mir folgst, töte sie — was vorherging, wissen wir heute noch nicht — aber wir werden es schon erfahren — das namenlose Leiden eines Mannes — immerhin, es ist ein zweischneidiges Wort, dieses »Töte sie«, es trifft nicht nur die, die, sondern auch den, der — — — Aber es trifft leider nicht eine Banalität, die Ehre im Leib und

Tinte im Geist hat. Die innerhalb der Ehe ein Problem sieht, anstatt es dort zu suchen, wo sie angefangen hat, das Leben in ihr elendes Schlafzimmer zu sperren. Und die nicht ahnt, daß die Frau eben das ist, worüber kein Mann wegkommt. He!

* * *

Aus dem Musterkoffer meiner Visionen

›[Bahnbeschwerde.] Wir erhalten folgende Zuschrift: ‚Ich kam gegen Ende Oktober mit dem Zuge um 8 Uhr 40 Minuten früh zur Station Hölak-Trencsenteplicz, um meine Musterkoffer, welche dort lagen, zu beheben, da ich sie dringend benötigte. Den diensthabenden Packer konnte ich nicht finden, bis mir nach einer Stunde der Portier erklärte, daß der Packer, der allein berechtigt ist, Reisegepäcksstücke auszufolgen, vormittags von 9 bis 10 Uhr dienstlich mit dem Austragen der Frachtenavisi beschäftigt ist. Ich hatte die Absicht, früh meine Koffer zu beheben, um die Zeit bis zur Abfahrt geschäftlich in Hölak zu benützen, doch mußte ich unverrichteter Dinge weiterfahren. Solche Fälle können unberechenbaren Schaden verursachen. Siegfried Morgenstern (Brünn), Mitglied des Vereines Reisender Kaufleute Österreich-Ungarns.‘‹

Unverrichteter Dinge von Hölak weiter müssen — das ist das Ärgste! Nie werde ich vergessen, daß es das gibt. Solche Fälle sind durch einen unberechenbaren Schaden verursacht. Dies Bild prägt sich ein. Wie er herumirrt und sucht, der Herr der Zeit, und die Zeit entrinnt! Wo ist der Packer?

* * *

Ich habe ihn gefunden

der so aussieht, wie jener, bei dessen Zeugung Musik von Lehar gemacht wurde und die Eltern sich eine Dichtung von Stein und Bodanzky vorlasen. Wie der muntere Ladenschwengel, der direkt dem Schoß der Operette als Lebensfigur entsprungen ist. Wie jener Mustermensch, der das letzte Produkt dieser poetisch angehauchten Erde ist, über der die Fixsterne als Kommis walten und die Kometen als Reisende. Ich habe ihn gefunden, der so aussieht, wie alle beim großen Ausverkauf aussehen werden. Ich habe ihn gefunden! Er ist gut gelaunt, warum nicht recht hat er, er will sein Glück machen, bittsie ein junger Mann, er sucht — doch hören wir ihn selbst:

Ich suche ein Mädel, ein fesches
So was liebes, kluges, resches,
Das in Stunden der Trauer mitfühlt,
Und in tollem Witz sprüht.
Dann verlange ich Mitgift auch
Von 500.000 Kronen,
Weil dies bei uns ist Brauch.
Trifft's zu, dann schreibe sie ein
Brieflein klein
Und lege auch ihr Bildchen ein,
Das ich ihr baldigst retournier',
Weil ich bin Ehrenmann — Reserveoffizier.
Einkommen hätt' ich, das ist klar,
Von 80.000 Kronen im Jahr.
Auch bin ich Jude — das ist wahr,
Doch freidenkend ganz und gar.
Nun paßt's? Ich bitte sehr.
Unter »Mädel, was willst du noch mehr
Nr. 78081« an die Exped.

Er sucht, und ich habe ihn gefunden. Ich glaube nicht, daß in diesem Jahr die Glockenblumen blühen werden. Darum: könnte ich, wie ich wollte, wäre ich Herodes im Staat, so würde ich den Kerl bei der nächsten Volkstheaterpremiere suchen lassen. Ich weiß, er ist eine gute Partie; aber ich gehe aufs Ganze. Und ließe ihn tanzen vor mir wie Salome und für jede Mille, die er verlangt, ließe ich ihn peitschen, das ist klar, und geböte den Firmenchefs, daß sie die Schilder über ihn senkten: »Man erschlage diesen Freidenker!« Weil dies bei mir ist Brauch. Weil er ist Ehrenmann — Reserveoffizier. Nun paßt's? Ich bitte sehr. Die Brut will sich vermehren? Strychnin für eure Mitgift!

Notizen

Ich weiß nicht, ob es schon irgendwie erwähnt wurde: Im Anhang des bekannten Kunstwerkes »Die meschuggene Ente« von Felix Schloemp hat der Verlag Georg Müller 1909 — jener, der Strindberg, Wedekind, Glücksmann und Paul Wilhelm ediert — »Urteile über Karlchen« erscheinen lassen. Karlchen ist niemand anderer als Ettlinger (Karlchen). Die Urteile über Karlchen (Ettlinger) lauten:

»Die Fackel«: »Köstliche Perlen des Humors«.

»Neue Freie Presse«: »Ein witziger Kopf; harmlos ungeniert, doch immer wirksam«.

Daß er ein witziger Kopf ist, harmlos ungeniert und immer wirksam, beweist er eben wieder mit dieser köstlichen Perle des Humors. Ein Rechtsmittel dagegen gibt es leider nicht. Die Herren Karlchen und Müller können sich darauf berufen, daß die Fackel, die, welche in Frankfurt erscheint, wirklich gesagt hat, jener habe köstliche Perlen des Humors. Überdies ist es wirklich nur ein Zufall, daß die in Wien erscheinende es nicht auch schon gesagt hat. Denn es gibt kaum ein Geräusch, das sie nicht schon nachgemacht hätte und jeweils so ohne allen Kommentar, daß die im Geräusch lebende Mittelmäßigkeit glauben mußte, es sei die Sprache der Fackel. Ganz gut könnte ich dem Herrn Karlchen köstliche Perlen des Humors nachrühmen; wer denn soll sie haben, wenn nicht er? Die Leser mögen gern glauben, daß es ein Zitat aus dieser Fackel ist, und der immer wirksame Witzkopf erreicht mit der Zusammenstellung zweierlei: einen Witz und eine Wirkung. Die Frankfurter Plage aber werde ich nicht mehr los. Ausschnitte, auf denen Ehebruchsgeschichten der Fackel entnommen sind, werden mir nach wie vor ins Haus geschickt. Rechtsschutz gibts nicht, weil das deutsche Sprachgebiet, in dem sich die Schweinerei begibt, auf zwei verschiedene Staaten aufgeteilt ist. Erklärungen sind aussichtlos, weil sie an dem dicken Fell der deutschen Schriftleiter und an der Mechanik ihrer Betriebe abprallen. Es bleibt nichts übrig, als vor dem eigenen Leserkreis immer wieder festzustellen, was alles vorkommt, und zu zeigen, was vorkommen kann. Daß der Verbreiter von Frankfurter Ehebruchsgeschichten bewußt und absichtlich sich den Namen ‚Die Fackel' beigebogen hat, ist beweisbar. Er hat, als seine Drucksorte noch ‚Die Sonne' hieß, mir eine Einsendung gemacht, die jetzt bei Sichtung des Briefmaterials gefunden wurde. Da er von der Fackel keine Antwort erhielt, entschloß er sich kurzerhand, selbst die Fackel

herauszugeben. Wahrscheinlich hatte sich auch die andere Sonne geweigert, künftig in Frankfurt zu erscheinen. Die paar Menschen draußen, die um den Unterschied wissen, der unter gleichem Namen im Kosmos vorkommt, werden mir gern glauben, daß meine Nerven schon lange jedes Ärgernis empfunden haben, ehe meiner Feder jede Bereinigung möglich ist. Verloren geht nichts. Man ist jetzt hoffentlich davon überzeugt, daß ich — Humoristen sind so — ein viel zu neidiger Charakter bin, um dem Kollegen Karlchen Perlen des Humors zu gönnen, und daß ich sie — negativ wie ich bin — lieber vor die deutschen Säue werfe, vor die sie gehören.

* * *

. . . . — mit einer zeichnerischen Genialität hingetupft, daß man sich gefangen gibt und nun über das Folgende gar nicht einmal staunt, sondern mit leckermäuligem Behagen schlürft und Schalen hinhält, damit ja kein Tropfen verloren gehe . . . .

Wer ist denn der Süße? Ein Zeichner, der tupft und dem man sich deshalb gefangen gibt? Ein Konditor? Eine Kuh? Nein, ein Kühtreiber, der unter dem delikaten Pseudonym Paris v. Gütersloh einen Roman geschrieben hat. Alles schlürft, weil der Herr Bahr, diese alte Schlürferin, gesagt hat, es sei süß. Ich weiß aber, daß es bitter ist. Die Schalen wollen oft, daß kein Tropfen verloren gehe, darum halten oft die Tropfe die Schalen hin. Ich hab einmal von dem Herrn einen Essay geschlürft, in dem war nur ein Satz genießbar, und der war von mir. Ich bin also nicht kompetent. Aber man reize mich nicht, Tropfen aufzufangen. Von dem Roman habe ich nur gehört, daß darin das Wort »Transsubstantion« vorkomme. Es dürfte sich um jene neueste Nervenkunst handeln, die Fremdwörter nur so hintupft. Der Meister soll sich aber tatsächlich auch als Zeichner hervortun. Nach Kokoschka blüht jetzt dies unbefugte Doppelleben. Ich höre, daß auch der Oppenheimer schon schreibt, und glaube, daß es Umstände gibt, unter denen die Seligmänner, die ja sonst nichts haben, recht haben. Es wird dereinst das furchtbare Stigma der Quallenperiode sein, daß die Seligmänner recht hatten. Und ich gehe weiter im Zugeständnis. Den Persönlichkeiten, sage ich, geschieht recht, daß sie von den Seligmännern nicht erkannt und nicht unterschieden wurden. Sie hatten die Schuld, in dieser Periode auf die Welt zu kommen, und das kann ihnen mehr schaden als die Selig-

männer schaden können. An dem Unflat, der sich jetzt in den Geistessümpfen der großen Verkehrszentren an ihre Füße hängt, leiden sie mehr als an der Verwechslung.

* * *

In Frankfurt ist gottlob das Heine-Denkmal enthüllt worden. Selbstredend sinnig und stimmungsvoll. Nun wird Ruh sein.

Paul Fulda, ein Bruder des Dichters Ludwig Fulda, feierte bei der heutigen Denkmalenthüllung namens der Freien Literarischen Gesellschaft den Dichter Heine.

Wie, es gibt deren zwei? Das ist praktisch, aber es wäre mehr im Sinne Heines gewesen, wenn der Ludwig Fulda selbst gesprochen hätte.

* * *

Nachgetragen wird, daß der ‚Brenner' in den Heften 18, 19 und 20 (Mitte Juni, Anfang und Mitte Juli 1913) eine bisher nur auf dem Umschlag der Fackel erwähnte »Rundfrage über Karl Kraus« veranstaltet hat. Die drei Antwortgruppen enthielten — außer Vor- und Nachwort des Herausgebers Ludwig von Ficker — Äußerungen von:

Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel (Verse), Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl (Verse), Otto Stoessl, Adolf Loos, Dr. S. Friedlaender, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, L. E. Tesar, Univ.-Prof. Dr. Walter Otto, Karl Borromäus Heinrich, Harl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, Dr. Lanz von Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Stefan Zweig / Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Univ.-Prof. Marcel Ray, Willy Haas, Prof. Otto Rommel / Franz Werfel, Oskar Kokoschka.

Wenn eine Zeitschrift die Berechtigung hatte, eine solche Rundfrage zu veranstalten, so war es der ‚Brenner'. Denn diese Berechtigung ist einigermaßen verknüpft mit der Daseinsberechtigung. Und wenn heute, vor den Gefahren des Abstands zwischen Produkten und Charakteren, eine Revue noch möglich ist, indem sie durch die Männlichkeit des Leiters einige Gewähr dafür bietet, daß sein Blick über den Scheinwert des Beitrags hinausdringe, so ist der ‚Brenner' die einzige Revue, die mehr ist als ein Ensemble, das der Zufall versammelt, und etwas anderes als ein Gebilde aus Literaturpolitik, Verlagsinteressen, Hysterie und Druckfehlern. Die Voraussetzungen der Reinlichkeit waren gegeben, wenn es die Frage galt, ob ich mir diese Umfrage »gefallen

lassen‹ solle oder nicht. Die äußere Legitimation des ‚Brenner' war durch den Anlaß erbracht: ein inzwischen in München selbst erledigter Sudler, der um Freikarten für den vom ‚Brenner' veranstalteten Münchener Vortrag gebeten hatte, war mit dem Vorsatz in den Saal gekommen, eine Gemeinheit zu verüben. Und je schäbiger der feindliche Anlaß war, umso besser schien er geeignet. Gegenüber einer im Format oder im äußern Ansehen größeren Qualle hatte der ‚Brenner' vorher die gleiche Bereitschaft gezeigt, aber auf meine Bitte nicht betätigt, weil hier der Ausdruck ehrlichsten Ekels doch das Odium der Hilfeleistung gehabt hätte. Mit den Gegnern werde ich selbst fertig; dort, wo sie im Ausmaß der Winzigkeit typisch werden für die Möglichkeiten dieser Epoche und durchaus die Zeit im Bild halten, kann ich mitfühlenden Freunden die Betrachtung und also Einmischung nicht verwehren. Dem Plan einer Enquete, bei der mir selbst wichtiger als die Stimmen derer, die reden, das Schweigen der andern wäre, mußte ich gerade in diesem Falle nicht widersprechen. Daß nichts als die Hoffnung auf eine ausbrechende ›Feigheitsepidemie‹ für meine Zustimmung maßgebend war, ist aus dem Telegramm zu beweisen, in welchem ich die freundliche Unternehmung ›als Hilfe für mich ablehnte‹, aber ›als Gelegenheit, die Leute in Verlegenheit zu bringen‹, willkommen hieß. Es ist ja eine Schlechtigkeit; aber ich schwärme für Deklarierung unausgesprochener Gesinnungen durch Nichtaussprechen. Da ich zustimmen oder ablehnen sollte, begnügte ich mich, nichts dagegen zu haben. Der Menschlichkeit trug ich Rechnung durch den Bescheid: ›Namen könnte ich nicht nennen, da ich niemanden ins Unglück stürzen will.‹ Wie mir bekannt ist, hat der ‚Brenner' bei der Wahl der zu Fragenden die äußerste Rücksicht auf schon vorhandene wirtschaftliche Zusammenhänge genommen, dagegen sich nicht bemüssigt gesehen, Ehrgeiz und sonstige Empfindlichkeiten zu schonen. Die Liste der Nicht-Antworten zu publizieren, wäre mir nun eine weit wichtigere Aufgabe, ist aber, da sich doch in manchen Fällen wohl ein Verdacht, aber kein Beweis ergäbe und der Schweigegrund nicht immer in der Gesinnung liegen muß, leider untunlich. So zitiere ich weder das Schweigen noch die Rede. Daß von den Brüdern Mann nur einer vertreten ist und dieser mit einer Anerkennung, die sich vor jeder Selbstentäußerung bewahrt, macht nichts. Thomas weiß um einen ›Gegensatz von Geist und Kunst, Zivilisation und Kultur‹ und ist mit diesem

Vorbehalt sehr für mich. Er fühlt sich von meinem Pathos »nicht selten sympathisch mitgerissen«. »Der Künstler will sich immer in einem höheren Sinne belustigen und dabei lernen.« Thomas Mann ist somit entschuldigt, wenn er »einen Polemiker, ja einen Pamphletisten von Genie« gelten läßt. Er spricht — sagen wir: korrekt begeistert — von dem Eindruck des Münchner Abends. Heinrich, der auch dabei war, ist durch sein Preisrichteramt bei eben jener Zeitschrift, die die Gemeinheit verübt hat — er soll entscheiden, wer erraten hat, wer der Mörder ist —, verhindert, etwas über mich auszusagen. Seine Absenz ist entschuldigt, und Hamlet, der auch darüber nachdenkt, wer der Mörder ist, mag sein Amt, die Welt einzurichten, weiter besorgen und ohne die Textkorrektur: Schwachheit, dein Nam' ist Mann! . . . In den Antworten ist viel Enthusiasmus und manches Urteil, viel Klischeehaftes und einige Echtheit zusammengetragen, und außerdem etwas von Herrn Stefan Zweig. In diesem Fall wäre Vorsicht wirklich der Tapferkeit besseres Teil gewesen und Schweigen der größere Mut. Herr Zweig beeilte sich aber zu reden und wußte, ehe er sich zur Anerkennung drehte, mir nichts Ärgeres anzutun, als daß er mich mit sich verwechselte:

> .... Diese Gefolgschaft, die sich gleichsam über ihn hinweg amüsiert, einen Spott, den kaum er, keineswegs aber sie ein Recht hat, an produktiven Persönlichkeiten zu üben, gierig aufnimmt — diese Wirkung seines Wesens ist mir wie nur möglich antipathisch und er an diesem Publikum schuldtragend, weil er sie, statt als Mißverständnis seiner inneren Absicht zu verachten oder als Nebenwirkung geringzuschätzen, immer wieder von neuem sucht und als Beweis gelten läßt, was nur gegen ihn sprechen würde. Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind Argumente eines Otto Ernst, nicht die eines Künstlers, der .... vom Ruhm doch den seltensten und kostbarsten will: den einsamen, der im Gegenwärtigen noch keine Stimme hat und nur unterirdisch gährende Gewalt — — — künstlerische Intensität, die ich so sehr schätze, als es meiner Natur möglich ist, Lebensmanifestationen zu werten, die nicht im letzten einem Enthusiasmus und einer Steigerung der Freude dienen, also nur mit dem Kunstintellekt, nicht aber mit dem Innersten und mir Entscheidenden meines Wesens.

Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind Argumente für einen Otto Ernst, nicht für einen Künstler: wenn Herr Zweig das gesagt hätte, so hätte er die Argumente des Publikums getroffen und dessen Mißverständnis über mich. Er meint aber, es seien meine Argumente und ich an dem Mißverständnis schuldtragend. Das ist recht trostlos. Es könnte nur von einem aus

diesem Publikum gedacht werden, der die Kritik-Zitate in der Fackel sieht und den Text, den ich dazu schreibe, nicht versteht. Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind gewiß Argumente eines Otto Ernst und eines Stefan Zweig, wenn sie diesem auch versagt sind und wenngleich er infolgedessen Bescheid daüber weiß, daß der Künstler den einsamen Ruhm und die unterirdische Gewalt vorzuziehen hat. Der einsame Zweig weiß es, ich im lauten Saal von Bielitz erlebe es nur. Ich weiß nicht einmal, woher der Herr Zweig, der über die Einsamkeit so gut informiert ist, weiß, daß ich mir auf die Erfolge etwas zu gute tue, die ihm und anderen produktiven Persönlichkeiten die Welt der Verbindungen vorenthält; woher er weiß, daß ich hohe Auflagen habe oder erstrebe und auf die jubelnden Säle hinweise und damit gar ein Argument für meinen künstlerischen Wert ausspielen will. Was kann ich für diese ungenauen Informationen? Herr Zweig muß nicht verstehen, warum ich mich gegen die Erfolge meiner Vorlesungen nicht wehre. Er darf ihre Tatsache staunend in Kontrast bringen zu der Flucht vor dem Erfolg, die ich vor fünfzehn Jahren angetreten habe und bis zu Überschreitungen der Notwehr gegen den Gewinn führe. Die Briefe des Verlages der Fackel werden einmal beweisen, daß noch nie das gedruckte Wort mit größerem administrativen Eifer dem Publikum entzogen wurde. Es wird sich einmal herausstellen, daß ein gewinnsüchtiger Herausgeber Annoncengeld verschmähte, Auflagen um eines ihm unsympathischen Kommas willen zerstören und Abonnenten das Geld zurückschicken ließ; daß ein erfolgsüchtiger Autor dem Verleger untersagte, seine Bücher an die Kritiker zu senden; daß ein reklamesüchtiger Vorleser den Zeitungen die Freikarten entzog. Herr Zweig muß weder diese Erscheinung begreifen noch ihren scheinbaren Gegensatz zu der Lust, persönlich vor das Publikum zu treten. Er mag bedauern, daß meine Werke nicht im letzten seinem Enthusiasmus und der Steigerung seiner Freude dienen kann. Aber er sollte nicht lügen, und es sollte nicht erlaubt sein, daß die ästhetisch gewendeten Reste der Tuchbranche, die vergebens eine Brauchbarkeit im andern Betrieb angestrebt haben, ausgerechnet mir ihre reine Sehnsucht als Vorbild empfehlen. Muster ohne Wert!

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, 16. Dezember:

I. Der Fortschritt / Der kleine Brockhaus; Die Maitre; Eine Kollektion Ansichtskarten; Die Tugenden; Nicht mehr zu unterscheiden; Das ist so allgemein bekannt; Ein unberufener Kritiker; Der Mißgriff; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Ich soll Novist werden? / Aphorismen / Mein Weltuntergang / Tod und Tango / Das Ehrenkreuz III. Weiße Frau und schwarzer Mann.

Die nächste Vorlesung findet am Mittwoch den 28. Januar im Kleinen Musikvereinssaal statt.

*

Budapest, im Royal-Saal, 10. Dezember:

I. Die chinesische Mauer II. Ostende, erster Morgen / Der Traum ein Wiener Leben / Die Welt der Woche; Wir haben es besser; Schlichte Worte; Der Deutlichkeit halber; Ein Satz; Pfleget den Fremdenverkehr / Der Neger III. Das Ehrenkreuz / Wahrung berechtigter Interessen / Die Schuldigkeit / Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

*

In Budapest hat die Wiener Presse ihr an mir erlebtes Debacle durch die ihr versippte deutschungarische Presse besiegeln lassen. Es ist der ungeheuerliche Fall eingetreten, daß ein übervoller Saal — der Herr Stefan Zweig möge die Feststellung nicht übelnehmen, aber sie ist in diesem Fall wichtig — nicht allein zu jenem Jubel, den der Vorleser auch dem widerspenstigen Publikum entreißt, sondern zu wilden Demonstrationen für den deutschen Autor bereit war. Mehr: daß dieses Auditorium, dessen stürmische Herzlichkeit wie eine Entscheidung wirkte, besser als jedes andere auch zu verstehen schien, was ihm so gut gefiel. Aber noch etwas anderes hat sich im Saal abgespielt: die Katastrophe der deutschen Presse Budapests, die im Auftrag der Wiener Verwandtschaft erlitten wurde. Hätte sich hiebei nur das eine begeben, daß sämtliche deutsch schreibenden Leute ihre Hände diesmal nur zum Applaudieren gebrauchen durften, so wäre nicht das geringste dagegen einzuwenden. Das Neue Pester Journal hatte die Anständigkeit, zu schweigen, nachdem es selbst die Annahme bezahlter Voranzeigen verweigert hatte. Der Pester Lloyd setzte mit der Nibelungentreue erst nach der Vorlesung ein. Er erscheint im Format der Neuen Freien Presse und sichtlich mit dem Wahn, die linke Arschbacke der Welt zu sein. Daß er trotzdem die Voranzeigen meines Leseabends aufgenommen hat, ist ein Zeichen von Einsicht: die Zeitung erkennt ihre Pflicht, das Publikum von einer Tatsache zu unterrichten. Daß er es für Geld getan hat, ist ein Zeichen von Bescheidenheit: die Zeitung erkennt ihre Aufgabe, die Einrichtung der Litfaßsäule nach schwachen Kräften zu ergänzen.

Gern sieht man diesen Posten unter den Ausgaben für eine Vorlesung, wiewohl man wünschen würde, mit jenen Plakatierungsinstituten sein Auslangen zu finden, die sich nicht im Nebenamt einer Meinung erfrechen. Wie komme ich denn dazu, auf demselben Papier, das ich für die Verbreitung einer Nachricht bezahle und gern bezahle, mir hinterdrein erzählen zu lassen, daß die »Chinesische Mauer« nicht laut rezitiert, sondern mehr nonchalant hingehaucht werden soll? Daran ist die Usance der Freikarten schuld. Diese werden als Draufgabe zum Inseratenlohn verabreicht und die so Verwöhnten glauben, daß die kleine Aufmerksamkeit zum Schreiben verpflichte. Ist es aber nicht zu toll, daß ich es am nächsten Tag schwarz auf weiß haben soll, wie ich auf einen mißratenen Handelsschüler gewirkt habe? Es wäre selbst dann absurd, wenn er's mir in einem Privatbrief mitteilte oder ein anderer, der's erfahren hat, mir's hinterbrächte. Selbst dann, wenn es ein eindruckswilliger Handelsschüler wäre und kein gehässiger. Selbst dann, wenn er den Abend absolviert hätte und nicht wie aus der Schule vorzeitig davongelaufen wäre, um in die Redaktion zu kommen. Und wenn das Resultat die schönste Sammlung jener Komplimente wäre, die als die Klischees der Kraus-Kritik an dem Betroffenen längst das besorgen, was die Betreffenden, wenn sie sich keinen literarischen Zwang antun, »zum Hals herauswachsen« nennen. Es wäre in jedem Falle eine Pein. Hier aber wurde sie zur Pikanterie. Während sich nämlich die magyarische Presse in seitenlangen Vorartikeln und Besprechungen bemühte, den Autor ihren Lesern verständlich zu machen — ein beim Saaleingang respektlos behandelter Vertreter der ersten Großmacht beeilte sich sogar darzutun, daß die Gedanken der »Chinesischen Mauer« in Budapest längst Gemeinplätze seien —, während also die ungarische Journalistik den besten Willen zeigte — einer hob hervor, ich sei erst dreißig Jahre und doch schon Universitätsprofessor —, während ich also auf ungarisch überschätzt wurde — man rühmte mir sogar die Autorschaft des »Duca melbista berso thum« nach —, während also die magyarische Presse sich immerhin gastfreundlich zeigte —, wiewohl ich doch höchstens weiß, was Hatvany auf Deutsch heißt —: machte die maßgebende deutsche Presse von den Freikarten, die ihr diesmal noch gewährt wurden — es sind »Saisonkarten«, die man nicht gleich entziehen, nur reduzieren konnte —, den denkbar zimmerunreinsten Gebrauch. Die Hörer, die am nächsten Tag Leser waren, gewahrten zu ihrem Erstaunen, daß eine ihnen vollständig

unbekannte Chiffre sich mit der Fälschung ihrer Eindrücke abplagte. Aber das Erstaunen schlug bei jenen in Erbrechen um, welche die für Literaturkritik in Betracht kommenden Persönlichkeiten von Angesicht kennen und sich erinnerten, diese nach elf Uhr als die letzten und begeistertsten Applausspender in dem schon finstern Saal erkannt zu haben. Es war etwas spät geworden und die applaudierenden Kritiker mußten sich eben vertreten lassen. Die Zeugen aber erlebten die Verworfenheit eines Betriebs, der mit Hilfe einer Rotationsmaschine dem Publikum Meinungen aufoktroyiert, die vorher abgemacht werden und zu deren Formulierung ein Außenseiter geholt werden muß, weil alle, die sonst berufen wären, zulällig leider der entgegengesetzten Meinung sind. Man weiß nun nicht, was grauenvoller ist: die geistigen Möglichkeiten dieses Betriebs oder seine wirtschaftliche Macht über jene, die sich nur für den einen Fall außer Funktion setzen lassen, um am andern Morgen an derselben Stelle, an der sie ihre Begeisterung nicht absetzen durften, das schamlose Gegenteil anzutreffen, und die, wenn der Zwischenfall erledigt ist, wieder zurück zu einer Krippe finden, welche wie ein Richterstuhl aussieht, also ganz wie ein Ding, das wie ein Fauteuil aussieht und doch ein Zimmerklosett ist. Das Unbeschreibliche, daß meine enthusiastischesten Hörer, jene, die wie der Neger am Grab seines weißen Herrn exzedierten, eben die Literaturkritiker einer Zeitung waren, die am nächsten Morgen mich um meines »ohnmächtigen Hohnes« willen bemitleidete, war in Budapest getan. Das kommt davon, daß in den Wiener Redaktionen Leute sitzen, die bis nach Pest »blosen« können, und in Pest Leute, die es nach Wien können. Die Kunst hat Einfluß auf die Kunst! Aber wenn ich blose, so ist es um die Autorität des Ungeziefers geschehen und Blattwanzen, die sich mir am am andern Morgen lästig machen, werden am andern Abend nicht mehr in den Saal gelassen. Das ist: schon am 23. Januar. Zu einer so raschen Wiederholung in einer fremdsprachigen Stadt, deren Vertreter des Deutschtums zugleich die Wiener Journalistik vertreten, und zu einer so radikalen Umwälzung der Saisonkarten-Usancen ist ohnmächtiger Hohn eben noch imstande. Sogar: die Wiederholung ins Werk zu setzen, ohne sich der bezahlten Mitwirkung des Deutschtums zu bedienen, und auf jene Plakatierungsinstitute zu vertrauen, deren Inhaber die Meinung, die sie nicht haben, nicht zu fälschen pflegen!

Das Denkmal eines Schauspielers

Unter den vielen Drucksachen, die ich zugeschickt bekomme — als brauchte ich immer neue Belegexemplare für die Erkenntnis, daß aller technische Aufwand der Verbreitung der Geistesschwäche dient —, befinden sich auch solche, deren Format mir die Rücksendung erschwert. Mag Verleger oder Autor glauben, daß ich sie gelesen habe. Ich müßte sie, Kreuzbände im rechten Sinn des Wortes, in ein Postamt tragen, und ehe ich einem Romanidioten zuliebe diesen Weg mache, lege ich ihn lieber zu den übrigen, in einen Winkel, der bis zur nächsten Übersiedlung wartet, um als ganzer ausgemistet zu werden. Ja, ich schlucke den Staub der Zeit, damit der künftige Mieter es rein habe. Ein Titelblatt, ein Verlagsprospekt genügen etwa der Neugier. Nicht unbesehen wandern sie alle, an deren Nichtigkeit so vieler Menschen Kräfte wirkten, in den Winkel. Welch ein Weg, vom Baum, der fallen mußte, durch die Papierfabrik zum Setzkasten, weil der Wahn eines Narren sich am Schreibtisch nicht beruhigen wollte, sondern hundert Hände brauchte, um sich in tausend zu spielen; welch ein Apparat aus Zeit und Nerven, bis der Ehrgeiz eines, der das Alphabet mißbrauchen kann, die Gangart eines Briefträgers beschleunigt, der mir das Rezensionsexemplar bringt. In den Winkel!

Vor solchem Ende bleibe ein Doppelband bewahrt, welchen ich in der nach Monaten ersten freien Stunde durchblättert habe. Die spärliche Pause, die mir, der letzten Beute meiner Jagd, gegönnt ist, wie verbringe ich sie? Nicht mehr vor einem Kunstwerk, weil seine Fülle mich nicht beruhigt, wenn sein Mangel mich in die Arbeit treibt. Unzulängliche Götter lassen mich nicht zur Andacht kommen. Nur Menschliches, das noch kein Nachschöpfer geformt hat, taugt zur Erholung. Doch welche Qual der Hindernisse sperrt den Weg dazu, wenn sie es nicht längst verschüttet hat! Menschen kennen lernen, ist Gefahr ohne Romantik. Aber es gibt noch Verstorbene — immer seltener auch sie — und wird man mit solchen bekannt,

so zeigt sichs leicht, ob der Verkehr sich lohnt; und wenn ein abgeschlossenes Stück Menschentum aus Briefen zu uns spricht, so sollen wir umgänglich sein. Ich habe eine Bekanntschaft gemacht, auf die ich stolz bin. Ich habe den wahrsten Menschen kennen gelernt, und es war ein Schauspieler. Adolf Ritter von Sonnenthals Briefwechsel*) — von der liebreichsten Kordelia mit jener beherrschenden Sorgfalt, die nur die Treue hat, gesammelt — läßt eine Gestalt erblicken, die wie das letzte Ebenbild Gottes in ihrer Zeitverlassenheit zum Monument ihrer selbst wird. Von dem Augenblick idealer Lebenserwartung, in dem das Kriehuber'sche Blatt 1859 einen edlen Jüngling vorstellt, bis zu dem ins Jenseits glotzenden Wahnsinn Lears — welch eine Dichtung aus Milde und Männlichkeit, Anmut und Adel, Güte und Größe, die die Natur zustandegebracht hat, damit ein Komödiant einen Pfarrer lehre, ein Jude den Aristokraten, ein Schneiderlehrling den Weltmann. Nie hat es einen ritterlicheren Ritter gegeben als diesen vollkommensten Darsteller einer bürgerlichen Kultur, deren kläglicher Zerfall noch durch die Harmonie dieser Lichtgestalt geadelt wird. Nie hat ein jüdischer Familienname weniger den Glanz seines Inhalts verleugnet; und so wahr die penetrante Häßlichkeit des Wiener Lebens vor einem Gonzaga nur noch an eine Kommerzgasse denken läßt, die in jenen Schottenring mündet, vor dem man nicht an Schotten denkt, so möchte man vor einem Tal voll Sonne sich immer auch eines strahlenden Menschenlebens besinnen, über das durch alle Alter die unveränderte Gnade eines windstillen Klimas gebreitet war.

Viele Probleme, mit denen die Zeit sich über Wasser hält und die der Zweifel braucht, um nicht an sich selbst zu verzweifeln, werden zuschanden vor der Einheit eines Menschen, dessen Hingang zu rechter Zeit erfolgt, um den Reinhardt'schen Ensemble-

*) Nach den Originalen herausgegeben von Hermine von Sonnenthal, mit zwei Bildnissen in Gravüre, 24 Einschaltbildern und einem Brieffaksimile. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1912.

wirkungen des Zerfalls Platz zu machen. Der Zusammenbruch der Lebens- und Bühnenwerte vollzieht sich in dem Grinsen einer Generation, die zwischen Gott und dem Schauspieler alles zerzweifelt, was imstande war, ein schöneres Leben als das ihre auf die Beine zu stellen. Die Unfähigkeit zum Gefühl, die wirklich hofft, durch Autos weiter und durch Aëros höher zu kommen, erfrecht sich eines Stilbewußtseins und wirft alles in die Rumpelkammer ihrer Parvenüschaft, was doch so bedeutend war, daß es ableben mußte, um dem Mißwuchs das Recht auf Selbstbehauptung zu vermachen. Die Höherwertigkeit eines Zeitalters beweist sich aber nicht an dem höheren Niveau literarischer und sonst gewerblicher Fertigkeit; nicht einmal an dem Dasein vereinzelter schöpferischer Mächte, die nur Boten sind des kommenden Chaos. Sondern sie hat sich an der höheren Aufnahmsfähigkeit bewiesen und an der größeren Bewegtheit der Masse, und die Kultur des Theaters zeigt den Wärmegrad des Lebens an. Ist die Massenkunst schlechter, so ist die Masse schlechter geworden. Nur zwischen sieben und zehn ist unmittelbar das Abbild unseres Zustandes erhältlich, nicht durch die Literatur. Es beweist gar nichts gegen eine Zeit, daß die Konturen, in die schauspielerisches Leben eingestellt war, von handwerklichen Federn gezogen sind. Es beweist aber alles für eine Zeit, daß in diesem Grundriß echte Bühnengötter ihre Wunder schufen. Ein öder Mißglaube ist es, der vom Wort und vom Geist jene unmittelbaren Wirkungen auf die Gegenwart ableitet, die allein der Klang vermag und das Weib. Der Sprechkunst, nicht der Sprachkunst ist es vorbehalten, uns selbst zu sagen, wie es um uns selbst bestellt ist. Zum Gedanken führt keine Bühnentür, und der Weg, der ein Säkulum braucht, steht nicht für einen Abend offen. Die Zeit war noch ganz, die halbe Autoren hatte. Die ganzen leben nicht dem Ohr der Gegenwart, sie schaffen das Ohr der Zukunft. Sie sind nicht zu lesen, denn sie gehen auch ungelesen in das Blut. Daß sie durch den Mund des Schauspielers gehört

werden könnten, war immer der Irrtum eines Literatentums, welchem Kunst und Bühne nur darum vereinbar scheinen, weil es im gleichen Abstand von beiden lebt. Kein Tropf, der mit der dramaturgischen Forderung an das Theater herantritt, hat sich noch den Kopf zerbrochen, warum denn heute unter verständigen Bühnenbürgern, die Ibsen erläutern können, kein Vulkan mehr ausbricht, keine Leidenschaft, die mit Kean oder Narziß vorlieb nimmt, um die Erde zu erschüttern. Als ob die Menschlichkeit, die der große Schauspieler wirkt, vom Wortmacher mehr als das Stichwort brauchen könnte, und als ob die unvergeßliche Gebärde je etwas dem Teil von Shakespeare verdanken könnte, der des Geistes ist und nicht des Stoffes! Und als ob der Gedanke auf die Zunge angewiesen wäre und nicht von ihr, indem er ihr Laute leiht, zugleich gefesselt würde. Als ob, was gehört wird, auch verstanden werden könnte, und was gefühlt wird, nicht vom Sprecher käme, sondern vom Wort. Die stickige Zeitluft, in der Schauspieler zu Psychologen werden mußten, tut sich viel darauf zu gute, die Literatur dem Theater nähergebracht zu haben. Aber sie weiß nicht, daß sie hier — zeitweise — bloß mit ihrem analytischen Pech Glück hat. Sie hat das Theater zum Hörsaal gemacht, in welchem zu tausend Einzelnen gesprochen wird, ohne die bindende Kraft, die nie der Begriff, nur der Tonfall vermag. Was sind tausend intelligente Schwächlinge, wenn sie nicht einmal mehr das eine und einzige Weib bilden, das dem Schauspieler erliegt? Die literarischen Gelegenheitsmacher jener großen schauspielerischen Generation, die nie mehr eine Nachfolge finden wird, die geistigen Korrespondenten eines Sonnenthal, die ihm auch Briefe schreiben, sind die Autoren zwischen Gottschall und Lindau. Sie sind reinlicher als die Handlanger, die heute, entlarvt von schauspielerischem Mittelwuchs, mit ihrer Geistigkeit als solcher dem Publikum Spaß machen, welches sie — Hand auf den Bauch — noch immer bei weitem dem Ibsen vorzieht. Es ist gleichwohl möglich, daß der Kulturhochmut ~~derer, die~~ H, der

heute um das Theater herumschwindelt, aus der Mitwirkung eines Philippi an einer Riesenleistung der Wolter, eines Sudermann an einem ihn umstülpenden Triumph der Helene Hartmann, aus der zeitlichen und räumlichen Anwesenheit der nüchternsten Handlanger bei den heroischen Augenblicken des Burgtheaters dieselben falschen und frechen Schlüsse zieht wie aus der Unentbehrlichkeit des Herrn Buchbinder für den ein Volkstum bezeugenden Genius Girardi. Man beklage den literarischen Defekt und man finde den schauspielerischen Effekt bedenklich. Doch »dieser Defektiv-Effekt hat Grund«. Diese Poloniusse verstehen es nur nicht. Sie glauben, die mimische Leistung sei ein Vergängliches und habe sich jeweils an dem Text zu beweisen. In Wahrheit lebt der Klang länger als das Wort, nur ihn und nicht auch die Schrift. Wie sonderbar, daß das wahre und großartige Leben, das einen Sonnenthal und seinen Umkreis erfüllt hat, noch im Briefwechsel die zweifelhaftesten Kompagnons der Erfolge adelt, und wie wird das Gefühl, an einer schauspielerischen Leistung sei nur der Text vergänglich, eben vor dieser Briefsammlung zur Gewißheit! Das Menschentum, das im durchschnittlichen Komödianten verschwindet, um im großen Bühnenschöpfer wiederaufzuleben, und nicht anders als in jeder andern Formkraft, die in den Künsten wohnt, es lebt als ein Beispiel fort und geht — trotz der Ansicht über die Flüchtigkeit des Bühnendaseins — ganz ähnlich in das Gehör der kommenden Geschlechter ein, die es nicht mehr hören können, wie die Bücher, die nicht gelesen werden müssen, um zu wirken.

Dieses hier aber gehört zu jenen, die gelesen werden sollten um einer zeitlichen Wirkung willen: um die Auffassung zu berichtigen, welche die von einer wesenlosen Natürlichkeit beeinflußte Generation von der verflossenen Größe hat, mit deren Schilderung die überlebenden Zeugen ihr zu ihrem Verdruß in den Ohren liegen. Sie hat sich gewöhnt, das Pathos der überlebten Epoche für ein solches zu halten, das

6

schon in seinem Ursprung ein Residuum sein müsse, und es sei eben eine Zeit gewesen, die aus dem Leben, das immer schon nach ehrlichen Kaufhäusern verlangt habe, mit einem dekorativen Betrug herauszuwachsen bestrebt war. Die Kunst einer Wolter könne nichts anderes gewesen sein als der Bühnenausdruck dessen, was sonst eben auf makartisch gesagt wurde. Sie ahnen nicht, daß eben in solcher Zeit die Urkräfte auf der Bühne entfesselt werden. Sie glauben wirklich, daß ihre dürftigen Eindrücke von geschlossenen Ensembles, durch die ein Regisseur den Willen eines bühnenfremden Autors drückt, sich auch nur annähernd mit den Erschütterungen vergleichen lassen, welche in den ironisch klischierten Achtziger-Jahren einer Jugend zugeleitet wurden, die wenn keinem andern Erlebnis, diesem da/bis zum Grab die Treue hält. Bei der reinen Flamme, die die Erinnerung an das Dasein eines Lewinsky verklärt, sei's geschworen: hier ist das Lob des Vergangenen die einzige Phrase, die die Wahrheit sagt. Und wie ist dieser Sonnenthal'sche Briefwechsel imstande, die ganze Konvention eines maniervollen Lebens eben wieder glaubhaft zu machen, wenn seine fortwährende Wärme und Würde unserer Zeit verlogen scheinen müßten, weil sie selbst noch in ihrer Fratzenhaftigkeit verlogen ist. Denn die Frechheit des Benehmens ist ihr ganzer Inhalt, aber die Sitten der Vorzeit waren der Spielraum für die Kraft. Davon könnte bei einigem guten Willen dieses Buch überzeugen, in dem hinter keinem Schnörkel ein unechtes Wort ist, mindestens keines, zu dem man sich nicht ein echtes Herz vorstellen möchte. Denn in diesem Schauspieler ist so viel Höflichkeit, daß ihrer nur die Gradheit fähig ist, und so viel Menschlichkeit, daß man erst hinterdrein gewahr wird, ihre Anlässe seien Rollen gewesen und die Träne sei über Schminke geflossen. Spät erst, im Zersplittern jener bürgerlichen Kultur, der ein Schauspieler seine Ritterkrone aufsetzte, mochte es scheinen, als wäre seine Art auch eins mit ihrem Mißklang, und es war möglich, daß ein Ressentiment gegen eine

jüdische Presse, die längst die Vertretung der Verfallszeit übernommen hatte, seinen ehrwürdigen Resten unrecht tat. Aber vor dem Buch, in dem sein ganzes reines Leben aufgebreitet liegt, stellt es sich leicht heraus, wie wenig diese Natur mit dem unsaubern Verlauf zu schaffen hatte. Nur wer nicht weiß, daß auf den höchsten Höhen der Schauspielkunst die Quelle des Lebens wieder fließt, kann über die Profession dieses Edelmannes, wenn man sich ihrer nach so viel Feinheit doch vergewissert hat, den Kopf schütteln. Es mag dieselbe Ahnungslosigkeit sein, der auch die Konfession noch heute als Maß für die Tiefe seiner Empfindungen dient. Sein Wesen war mehr, als ihm bewußt sein mochte und als er es sich erlauben wollte, jenem Streitfeld entrückt, wo die Dummheit, die den Menschenwert konfessionell verdächtigt, und die Frechheit, die ihn konfessionell begründet, noch immer miteinander beschäftigt sind. Der Antisemitismus, der einen Adolf Sonnenthal nicht für voll nimmt, ist von seiner eigenen Leere erfüllt, und die liberale Weltanschauung ist eben dort zu Ende, wo sie sich auf den Darsteller ihrer noch unverbrauchten Humanität zu berufen beginnt, der ein Mensch war, ehe die Händler zur Welt kamen. Eine andere Weihe als ihren angemaßten Tempelgesang hat die Orgel seiner Stimme begleitet. Ertönte sie heute und später, wäre sie als Sturm geboren, der unter ihnen Schrecken verbreitet. Wohl hatte sie nichts von der feindlichen Urgewalt, mit der die Rede der großen Tragöden das Ohr überrannte, wie die Matkowskys, der Wolter und wahrscheinlich jener Burgtheatergiganten, deren Art der junge Sonnenthal verzückt erlebt hat. Und dennoch hatte sie, wenn sie mit sanfter Überredung sich Eingang verschaffte, die Macht, uns bis zum Herzkrampf zuzusetzen, und wenn sie Goneril verfluchte, so klang sie, als ob Trümmer des Menschentums durch Tränen zerbröckelt wären. Wenn je eine schauspielerische Begabung würdig war, durch ein Denkmal vor dem Gesicht der Taubheit geehrt zu werden, so war es diese, die sicher wie

keine zuvor den Umfang des von der Bühne umfangenden Lebens hatte und die vollkommenste Sprache einer Gesellschaft führte, wie Girardi die eines Volks. Das Kainz-Denkmal ist, wie es jede solche Verewigung eines trefflichen Einzelfalls von Schauspielerei wäre, in Pietät oder Eitelkeit die Privatsache jener Kreise, die auf die Idee verfielen. Es mag in einer Stadt, deren Persönlichkeit ihre ureigensten Darsteller vergisst und in der es kein Nestroy-Denkmal gibt, als eine andere Kuriosität seinen Platz haben. Sonnenthals Briefwechsel ist bescheidener und deutlicher. Und bleibt eben darum auch der Beachtung jener Passanten entrückt, die Zeitungen lesen. Ausser durch ein paar Notizen hat man nichts von diesem Buch erfahren, in welchem nebst der wunderbaren Geschlossenheit eines Schauspielerlebens, vor dem der faule Zauber aller Ensembles schwindet, in einer Reihe konventioneller Briefe die ganze Tragödie der Burgtheaterherrlichkeit, der ganze Dahingang einer edlen Bühnenkultur, der ganze Abstieg der Wiener Gesellschaft beglaubigt ist. Und nebstbei noch dargetan, daß Aristokraten von 1860 bis 1890 ein besseres Verständnis für die Dinge zwischen dem Geist und der Szene haben als Literaten von 1914. Man hat allzu wenig von einem Buch gehört, aus welchem ein Fürst spricht, an dem man immer wieder mit Staunen gewahr wird, daß er eigentlich nur ein Hofschauspieler ist, aber den zu ehren leibhaftigen Fürsten eine Ehre war; ein Schauspieler, der weit voran der nachkommenden Standesmittelmäßigkeit, die auf soziale Geltung sieht, doch so wenig komödiantische Eigenschaften gezeigt hat, daß man an seinem Schauspielertum zweifeln müßte, wenn man nicht eben wüßte, daß er diesem, nur diesem seine ganze Reinheit aufbewahrt hat. Von einem Buch, das selbst dann wertvoll wäre, wenn es ohne die Erinnerung an einen vorzüglichen Mann festzuhalten, bloß als eine Sammlung theater- und kulturhistorischer Dokumente in Betracht käme, das aber schon durch einen einzigen Brief jene Weihe zu fordern und zu empfangen scheint, welche die Überlebenden der Persönlichkeit Adolf

Sonnenthals schuldig bleiben. Der 86jährige La Roche übermittelt —1880— dem Jüngeren, der in München reichen Erfolg hatte, die Grüße Elisabeth Marrs/ »Die Frau Heinrich Marrs«, ~~schreibt~~ sie, »l~~e~~ß ihn grüßen .... Es tat mir wohl, ihn spielen zu sehen, denn ein edler Hauch weht uns aus seinen Darstellungen entgegen!« Und La Roche fährt fort:

Daß Sie große Sensation in München machen würden, wußte Carl La Roche vorher, und wo denn nicht ? !

Aber, lieber Adolf —

NB. »Sparsam nur die Lippen naß gemacht
Hält stets in Amors Diensten Euch in Ehren —
Allzu rasche Spende
Macht dem Lied ein Ende,
Und wenn Seufzer winken,
Wird der Muth Euch sinken —
Darum sparsam etc. etc.«

Diese Lehre habe ich in der alten Oper »Hieronimus Knicke« vor 68 Jahren in Danzig gesungen — und stets befolgt!! Aber — jetzt ist es aus, ich bin fertig. Man sagt zwar, daß mit dem 86. Jahre, welches ich am 12. Oktober in Aussicht habe, die wahre männliche Kraft wieder eintrete, aber ich glaube nicht daran, zumal ich dieses Alter auch nicht erreichen werde, denn es geht mir wirklich miserabel und ich habe allen Muth verloren. Alt werden und nicht gesund dabei, soll der Teufel holen!

Raimund sang:

»Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn !
Brüderlein fein,
Mußt nicht traurig sein!«

Ja, der hat gut singen, er hats überstanden.—

Mir schien die Sonne auch oft hell und schön und müßte ich ein undankbarer Hund sein, dies nicht anzuerkennen . . . .

Nun, lieber Sonnenthal, ruhen Sie ein wenig aus auf Ihren neu erworbenen Lorbeeren und schonen Sie sich nach Möglichkeit . . . .

Der Baumeister, der Bildhauer, der Maler kann von seinem Kunstwerke sagen: »Dies ist, und es wird sein« — Nicht so der Schauspieler. Nur das Aufgebot aller seiner Kraft gewährt seinem Kunstwerk Vollendung. Jedes reißt ihn näher an das Grab — das sagt nach jeder kräftigen Darstellung die keuchende Brust, seine klopfenden Pulse und das erschütterte Nervensystem, ohne daß er sich rühmen könnte: »Dies wird sein ! — « Sein Kunstwerk geht dahin, wie das Lächeln über das Gesicht eines Menschen. Drum rede der Freund und der Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist! —

Warum sollte diese ehrwürdige Handschrift, die unter liebenswürdigen Weisheitslehren Selbstbescheidung in

einem erhabenen Tonfall findet, nicht besser und aufhebenswerter sein als das viele Geschmiere, mit dem eine altersschwache Jugend das Theater überschätzt, um es in seinem Urwert zu verachten? Es ist, als ob in diesen Sätzen ein Laut von jenem Heros selbst verhallt wäre, unter dessen Führung der Schreiber in Weimar den Mephisto studiert hat. Und sie sind an einen Mann gerichtet, der siebzig Jahre später in Weimar der großherzoglichen Familie den Faust in dem Fauteuil vorliest, »in welchem, wie die Großherzogin freundlich aufmerksam macht, Goethe selbst immer während seiner Vorlesungen gesessen hatte.«

Drum rede der Freund und der Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist. Die Weisung La Roche's, in so alten Worten so neu gefühlt wie nur Iphigeniens Abschied, hat eine dankbare Überlebende noch einmal an den Schluß des Buches gesetzt. Und damit fassen wir — im Angesicht der uns umgebenden Geschicklichkeit — Mut zum Schmerz darüber, daß Sonnenthals Thräne nicht mehr fließt! Und daß dieser große Chor unserer Jugendtage verstummt ist, ohne den Jugend zu haben uns heute nicht meht denkbar scheint: die Glocke, die Charlotte Wolter hieß; der Hammer, der mit Lewinskys Stimme das Gewissen schlug; und ein Brandung wie des Cyklopen Gabillon; Zerlinens Flüstern; und Mitterwurzers Wildbachs Gurgellaune; eine Tanne im Wintersturm jedoch war Baumeisters Ruf; und eine Lerche, die schwebend stieg, und des jungen Hartmann Ton vermählt dem warmen Entenmutterlaut Helenens; und Hagel, der durch schwülen Sommer prasselt, Krastels Sang; und edlen Herbstes Röcheln Roberts Stimme; und Sonnenthals: die große Orgel, die das harte Leben löst. Und aller der Sänger und Instrumente Organ und Manier, deren Verstimmung noch von so eindringlichem Geiste war, daß wir sie bewahren gegen das Gleichmaß, mit dem die Narren der Zeit und der Szene ihre Schellen schlagen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3